3.25.14.

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

BT 10 .F87 v.2:1

F ur Gottes Wort und Luther
Lehr

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Princeton Theological Seminary Library

https://archive.org/details/furgottesswortund24unse

Für Gottes Wort und Luthers Lehr!

Biblische Volksbücher, herausgegeben von Lic. theol. Dr. phil. Johann Rump, Pfarrer in Bremen-Seehausen.

Reihe II. Heft 4.

Die Kulturbedeutung der Mission.

Von

Benjamin Koegel,
Pastor in Salzwedel.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1909.

Herrn Professor D. Warneck,

dem Begründer
der deutsch-evangelischen Missionswissenschaft,

in aufrichtigster Dankbarkeit

gewidmet.

Hochgeehrter Herr Professor!

Von Herzen danke ich Ihnen, daß Sie die Widmung dieses anspruchslosen Heftchens gütig angenommen haben. Sie soll zunächst wieder einmal von neuem die freilich schon genügend bekannte Tatsache zum Ausdruck bringen, daß wir alle, die wir im Laufe des letzten Menschenalters angefangen haben, uns wissenschaftlich mit der Mission zu beschäftigen, Anregung und Anleitung dazu von Ihnen empfangen haben. Dann aber steht diese Arbeit zu Ihnen in einem noch näheren Verhältnis. Für die hier behandelte Frage nach der Kulturbedeutung der Mission ist Ihr vor fast 30 Jahren erschienenes Werk: „Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur" noch heute grundlegend. Ihr freundlich ausgesprochener Wunsch, daß dieses Werkchen ein Ersatz für die leider nicht erschienene zweite Auflage jener Arbeit Ihrer Feder sein möchte, hat mich tief beschämt. Einen so hohen Anspruch erhebt diese bescheidene Erstlingsarbeit allerdings nicht. Wohl aber möchte sie an ihrem Teile mithelfen, daß ein besseres Verständnis für die Mission auch in solche Kreise dringt, die ihr bisher noch fern gestanden haben. Denn das ist ja unser Schmerz, daß die Mission unter der Ungunst der öffentlichen Meinung, dieses Götzen der großen Welt, zu leiden gehabt hat bis in die letzten Jahre, — sonderlich seit den chinesischen Wirren und dem Hereroaufstand. Aber irre ich mich, wenn ich ganz neuerdings den Anfang eines Umschwungs zu ihren Gunsten wahrzunehmen glaube? Und ist es unbescheiden, wenn ich die Hoffnung ausspreche, daß bei dieser Lage das vorliegende

Schriftchen, wenn nicht um seiner selbst willen, so doch um seines Gegenstandes willen eine günstige Aufnahme finden möchte? Denn der eine wichtige Gedanke, den es nach Ihrem Vorgang in die Missionsdebatte unserer Tage mit allem Ernst hineinwerfen möchte: die Mission ist ein Kulturfaktor allerersten Ranges — muß allerdings Gemeingut nicht nur der christlichen, sondern auch der ganzen gebildeten Welt werden. Wenn mein Heft so mit dazu beitragen dürfte, eine gerechtere Würdigung der Mission anzubahnen, so würde das für mich eine reiche Belohnung sein — und eine große Freude — des bin ich gewiß — auch für Sie, der Sie Ihre ganze Lebensarbeit, und fürwahr nicht vergebens, daran gesetzt haben, der Mission die Stellung zu verschaffen, die ihr gebührt, sowohl im Bereich der theologischen Wissenschaft als auch im kirchlichen Leben, und nicht zum wenigsten in der Kulturentwicklung der ganzen Menschheit.

Salzwedel, den 18. Dezember 1908.

In aufrichtiger Dankbarkeit

Pastor Koegel.

Inhalt.

Seite

Einleitung 9

Die Kulturbedeutung der christlichen Kirche 10

Kulturbedeutung der Mission 12

Verhältnis von Mission und Kultur 13

Beschränkung auf die moderne Mission 17

I. Das materielle Kulturgebiet 20

II. Das geistige Kulturgebiet 46

III. Das sittliche Kulturgebiet 69

Schluß 92

Einleitung.

Es ist ein alter Vorwurf, der gegen die christliche Kirche immer wieder von neuem erhoben wird, daß sie den Fortschritt hindere, die Welt verdumme, kurz, daß sie eine Feindin von Kultur und Zivilisation, von Bildung und Wissenschaft sei. An den üblichen Seitenhieben auf die Pfaffen fehlt es dabei natürlich nicht. Das sind die Finsterlinge, die sich in den Dienst der Volksverdummung stellen. Denn sie haben ja ein großes Interesse daran, daß das Volk nicht hinter ihr lichtscheues Treiben kommt. Sie müssen so predigen, wie sie tun, obwohl sie eigentlich wissen müßten, daß das alles nicht wahr ist. Für sie gibt es nur eine doppelte Möglichkeit: entweder sie glauben selbst, was sie predigen. Dann scheiden sie aus aus der Reihe der Gebildeten. Denn ein „moderner Mensch" kann nun einmal nicht mehr glauben, was die Bibel in ihrer naiven Weltanschauung lehrt, besonders von den Wundern u. dergl. Glauben sie es wirklich, so beweisen sie damit, daß sie auf einer längst überwundenen Stufe der Bildung stehen geblieben sind. Sie haben damit das Recht verwirkt, ernst genommen zu werden. Oder aber, sie sind wirklich Menschen von gediegener Bildung. Dann können sie das alles selbst nicht mehr glauben. Also, sie sind Heuchler. Entweder beschränkte Köpfe — oder Heuchler! Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Zwischen beiden haben sie zu wählen. In immer neuen Wendungen kann man allenthalben derartige Vorwürfe gegen die Kirche und ihre Diener hören.

Aber so weit sie verbreitet sind, so unglaublich töricht sind sie. Denn in Wahrheit gibt es keine größere Fortschrittsmacht als das Christentum. Das sind keine unerwiesenen Behauptungen, sondern die Tatsachen der Geschichte der Menschheit haben es zur Genüge bewiesen. Wer die Geschichte der letzten 2000 Jahre nur in etwas kennt, der kann es nicht leugnen, daß das Christentum sich bei allen Völkern als die größte Kulturmacht erwiesen hat. Ein kurzer Hinweis auf die Entwicklung unseres deutschen Volkes in diesem Zeitraum wird das veranschaulichen.

Als die alten Deutschen vor ungefähr 2000 Jahren in das Licht der Geschichte eintraten, waren sie — ich will nicht sagen, ein reines Naturvolk; denn selbst im finstern Afrika möchte wohl kaum ein Volk gefunden werden, das jeglicher Kultur bar ist. Aber sie waren kulturarm. Die Römer im stolzen Bewußtsein ihrer alten Kultur nannten sie Barbaren. Ihnen fehlten alle die Errungenschaften, sowohl im äußerlichen, als auch im geistigen Leben, ohne die der gebildete Römer sich nun einmal sein Leben nicht mehr denken konnte. Wenn heute das deutsche Volk, was Kultur und Bildung betrifft, sich getrost jedem anderen Volk an die Seite stellen kann, wem verdankt es diesen Fortschritt? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: wesentlich dem Christentum. Als die christliche Kirche ihren Einzug hielt in die deutschen Gaue, da hat sie sich nicht damit begnügt, das Evangelium zu predigen, sondern sie hat die rohen Barbaren zu gebildeten Menschen erzogen. Die Mönche, welche die ersten Missionare in Deutschland waren, haben den Urwald gelichtet und das Land urbar gemacht. Sie sind auch die Lehrer des Volks geworden. Sie haben es unterwiesen in den Anfängen der Kunst und Wissenschaft. Aller Fortschritt ging von den Klöstern aus. Die waren die Mittelpunkte aller Wissenschaft, nicht nur der geistlichen, sondern auch der weltlichen. Sie waren die ersten Kulturstätten, von denen Licht und neues Leben ausgegangen ist. Das ist die große Kulturbedeutung der Klöster und des Mönchtums. So hat die

christliche Kirche unserm Volk einen reichen Segen gebracht — nicht nur für die Ewigkeit, sondern nicht weniger auch für diese Welt. Kultur und Christentum sind Hand in Hand gegangen. Und wenn heute unser Volk ein Kulturvolk ist, dann wollen wir nicht vergessen, daß es in erster Linie die christliche Kirche ist, dem es diesen Fortschritt verdankt.

Diese Schlußfolgerung wird noch verstärkt durch eine andere Betrachtung. Denken wir einmal an die gerade gegenteilige Entwicklung, welche in diesem selben Zeitraum ein Volk wie das chinesische durchgemacht hat. Damals, als unsere Vorfahren auf Bärenhäuten lagen und Krieg und Jagd für die einzige anständige Beschäftigung eines freien Mannes hielten, also die Grundlage aller Kultur, d. i. die Arbeit, noch nicht kannten und schätzten, damals waren die Chinesen ein Volk, das an Kultur uns weit überragte. Sie haben die wichtigsten Erfindungen lange vor uns gehabt. Vor 2000 Jahren kannten sie bereits Magnet und Kompaß. Ebenso hatten sie schon das Schießpulver, wenn sie es auch noch nicht zum Schießen, sondern vor allem zum Feuerwerk benutzten. Nicht weniger lange kennen sie Papier. Und der Buchdruck durch Holzschnitt wurde im 6. Jahrhundert n. Chr. erfunden. Alle diese und andere Erfindungen zeigen, wie hoch damals die Chinesen über uns standen. Wie hat sich dagegen heute das Verhältnis zwischen der europäischen Kulturwelt und dem chinesischen Volk verwandelt! Unsere Entwicklung ging aufwärts, seine abwärts. Welches ist der Grund für diese Erscheinung? Ihm hat das gefehlt, was uns den Fortschritt gebracht hat, das Evangelium. Einen schlagenderen Beweis für die Kulturbedeutung des Christentums kann es nicht geben, als diese Gegenüberstellung der europäisch-christlichen und der chinesischen Kulturentwicklung. Wo das Christentum fehlt, da fehlt der Keim gesunden Fortschritts, da tritt Verknöcherung, Rückschritt ein. Das zeigt die Geschichte Chinas. Aber das Christentum legt fruchtbare Keime in den Schoß der Völker, die unter seiner Einwirkung

stehen, Keime, die bei gehöriger Pflege aufgehen und reiche Segensfrüchte bringen — auch für die Kulturentwicklung dieser Völker. Des sind wir selbst, unser deutsches Volk und alle christlichen Völker Zeugen.

Diese Kulturentwicklung nun, welche die Völker unter dem Einfluß des Christentums durchgemacht haben, liegt in der Vergangenheit. Aber sie ist noch nicht abgeschlossen. Sie setzt sich fort in der Gegenwart. Denn derselbe Entwicklungsgang, den uns die Kirchengeschichte im Leben der christlichen Völker aufdeckt, wiederholt sich bei den heutigen Heidenvölkern, sobald sie in Berührung mit der christlichen Kirche treten. Das lehrt uns die Missionsgeschichte. Bei jedem Heidenvolk, besonders aber bei den auf einer niedrigen Kulturstufe stehenden, erweist sich noch heutigestags das Christentum als eine Kulturmacht allerersten Ranges. Und zwar geschieht das durch die Arbeit der Mission. Das führt uns auf die

Kulturbedeutung der Mission.

Diese Bedeutung, welche die Mission für die Kultur hat, ins rechte Licht zu stellen, scheint kein überflüssiges Beginnen zu sein. Denn dadurch wird die Mission von einer Seite dargestellt, von der sie in der Regel nicht betrachtet wird. Gewöhnlich sieht man in der Mission das Werk einiger frommen Seelen, die lieber etwas Besseres tun sollten, als für die Schwarzen Strümpfe stricken, Röcke nähen und ins Ausland so viel Geld schicken, das hier im Vaterland nutzbringender verwandt werden könnte. Die Mission steht immer noch unter dem Zeichen der Verachtung — wenigstens bei der großen Welt. Die Missionsfreunde hatten sich schon der Hoffnung hingegeben: der Siegeszug, den die Mission im vorigen Jahrhundert, besonders in seiner zweiten Hälfte genommen hat, hätte nun allmählich alle die spottenden Stimmen zum Schweigen gebracht und der Welt das Auge geöffnet für die Größe dieses Werkes ohnegleichen und für seine

Bedeutung. Da zeigte uns der Ausbruch der chinesischen Wirren an der Jahrhundertwende und noch mehr der Herero-Aufstand, welch ein Haß immer noch in weiten Kreisen unseres Volkes gegen die Mission herrscht. Selbst in früher missionsfreundlichen Kreisen hat eine missionsfeindliche Richtung entschieden an Boden gewonnen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Mission in unsern Tagen unter dieser Strömung zu leiden hat. Da ist es doppelt nötig, daß dieses große Werk gegenüber allen Verdächtigungen in eine Beleuchtung gerückt wird, die auch dem blödesten Auge seine Bedeutung unwiderleglich zeigt. Das kann aber am besten geschehen, wenn die Bedeutung hervorgehoben wird, welche die Mission für die Kulturentwicklung hat.

Und zwar soll das so geschehen, daß nicht nur die Tatsachen dargestellt werden, wie aus jeder kirchen- und missionsgeschichtlichen Betrachtung hervorgeht, welchen Anteil die christliche Kirche an der kulturellen Entwicklung eines Volkes genommen hat. Vielmehr soll der Versuch gemacht werden zu zeigen, daß jede Missionsarbeit, wenn sie rechter Art ist und auf gesunden evangelischen Grundsätzen ruht, kulturfördernd wirken muß. Erst dieser Beweis ist zwingend. Wenn man nur aus den Tatsachen die Kulturbedeutung der Mission folgert, dann könnte man sagen: das sind nur zufällige Begleiterscheinungen. Nicht durch das Christentum, sondern trotz desselben, durch ganz andere Ursachen ist die Kulturentwicklung begünstigt worden. Aber wenn man zeigen kann: es liegt im Wesen des Christentums und der Missionsarbeit, daß sie überall, wo sie wirkt, die Kultur des Volkes hebt, dann ist der Beweis für die Kulturbedeutung der Mission vollständig erbracht.

Verhältnis von Mission und Kultur.

Achten wir zunächst auf das Verhältnis, in dem Mission und Kultur zueinander stehen.

Da liegt freilich der Gedanke nahe: Was haben Mission

und Kultur miteinander zu tun? Sind sie doch grundverschieden in ihrem Wesen, ihren Aufgaben und Zielen, die sie verfolgen, nicht weniger auch in ihren Mitteln, mit denen sie arbeiten.

Machen wir es uns zunächst kurz klar: Was ist die Mission? Was will sie? Welches sind ihre Aufgaben und Ziele? Mit welchen Mitteln sucht sie dieselben zu erreichen? Über diese Fragen herrscht so ziemlich Klarheit und Übereinstimmung unter allen, welche auf biblischem Standpunkt stehen.

Die Mission ist Ausbreitung des Christentums unter den Heiden. Das Wesen des Christentums aber ist der Glaube an Christus, den Mensch gewordenen Gottessohn, der uns durch seinen sühnenden Tod und durch seine leibliche Auferstehung erlöst hat. So liegt die Aufgabe der Mission klar vor uns als eine religiöse: sie will nicht die rohen Naturvölker zu Kulturvölkern machen, will sie nicht heben auf den verschiedenen Gebieten des materiellen und geistigen Lebens. Vielmehr will sie nach dem großen Missionsbefehl des Heilands (Matth. 28, 19) die Heiden zu Jüngern Christi machen, d. h. zu solchen, die an Christum glauben als an den Heiland, der sie selig macht. Diese Aufgabe aber gilt nicht bloß einzelnen Seelen, die aus dem Heidentum herausgerissen und dem Reiche Gottes eingegliedert werden, sondern allen Völkern. Erreicht hat daher die Mission ihr Endziel erst dann, wenn alle Völker der Erde christlich geworden sind, und wenn die christliche Kirche unter den Heidenvölkern so fest eingewurzelt ist, daß sie sich selbst erhält, also keine finanzielle Unterstützung von der alten Christenheit mehr bekommt, daß sie sich selbst verwaltet, leitet und erbaut, also ihre eigenen Theologen und Diener ausbildet und so auch innerlich ganz unabhängig und selbständig dasteht. Das ist das Ziel. Und die Mittel dazu? Wir haben nur ein Hauptmittel, d. i. Gottes Wort. Der Islam hat mit Feuer und Schwert missioniert. Auch die römische Kirche hat nach Luk. 14, 23 solche Gewaltmittel nicht verschmäht. Noch in unsern Tagen hat der katholische Missionar Erlemann bei der

Begrüßung des Prinzen Heinrich in Kiautschou gesagt: „Die Erfahrung hat gelehrt, daß immer nur da, wo die weltlichen Gewalten den Glaubensboten ihren starken Arm liehen, ein durchgreifender Schritt zur Christianisierung eines Volkes hat gemacht werden können“ (Warneck, Die chinesische Mission. S. 26). Wir Evangelischen verwerfen grundsätzlich alle Gewaltmittel. Wo dieselben doch angewendet sind, sehen wir einen tiefen Abfall von der Wahrheit des Evangeliums. Unsere Erfahrung ist eine andere als die der Katholiken, nämlich die, daß überall, wo weltliche Mittel die Ausbreitung des Christentums befördert haben, das Christentum selbst dadurch innerlich Schaden genommen hat. Wir bleiben daher dabei: nur das Wort soll's tun. Das Wort in seiner verschiedenartigen Gestaltung: das im Gottesdienst gepredigte und das in der Schule gelehrte Wort, das im Gespräch geredete und das in Büchern geschriebene Wort, das unsichtbare und das sichtbare Wort im Sakrament, das gehörte und das veranschaulichte Wort, veranschaulicht durch ein frommes Leben und durch die Übung der Barmherzigkeit, veranschaulicht auch durch die Leiden um des Evangeliums willen — aber immer das Wort allein. Das also will die Mission: Seelen gewinnen für Christus, will die Menschheit erziehen für den Himmel, für die Ewigkeit, will die Reiche dieser Welt umwandeln in das eine weltumspannende Gottesreich, will so die Vorarbeit leisten zur Erreichung des herrlichen Zieles: „daß Gott sei alles in allem“ (1. Kor. 15, 28).

Zu alledem steht die Kultur in reinem Gegensatz. Sie will die Menschen nicht für die Ewigkeit erziehen, sondern für dieses Leben. Alle Bestrebungen, die über diese Erde hinausgehen, liegen ihr gänzlich fern. Ihr Ziel ist rein diesseitig. Aber auf dieser Erde und für diese Welt will sie um so mehr schaffen und wirken. Sie will dem Menschen helfen, dieses irdische Leben so auszugestalten, daß es an Inhalt und Reichtum gewinnt. Er soll die Erde sich untertan machen und beherrschen. Das ist die erste

Kulturaufgabe, die Gott ihm gestellt hat (1. Mos. 1, 28). Dazu muß er alle Gaben und Kräfte Leibes und der Seele, die Gott ihm gegeben, in der rechten Weise ausbilden. So wird er fähig, die Erde zu beherrschen und auch überlegene Mächte sich untertan zu machen. Die Tiere überragen ihn zum Teil bedeutend an Kraft und Stärke, überhaupt an körperlichen Fähigkeiten. Aber durch seinen überlegenen Geist versteht er es, sie zu bezwingen, in seinen Dienst zu stellen und ihre Kräfte für sich auszunutzen. Die Naturkräfte sind so gewaltig, daß sie oftmals der schwachen Menschenkraft spotten und alles zerstören, was Menschenkunst geschaffen. Und doch bringt er es zuwege, die Kräfte der Natur sich untertan zu machen, aus ihnen Vorteil zu ziehen und so sein Wohlsein in dieser Welt zu fördern — und das alles durch Ausbildung seines Geistes. Aber wenn der Mensch sich damit begnügen würde, seinen Geist auszubilden, um so die Welt zu beherrschen, so würde dadurch nur ein Zerrbild der wahren Kultur zustande kommen. Die Menschen würden „schlaue Teufel" werden. Jeder dächte nur an sich, an seinen Vorteil. Den andern würde er rücksichtslos untertreten. Es würde ein Kampf aller gegen alle entstehen. Aber das irdische Glück, die wahre Kultur würde keine Fortschritte machen. Daher ist es so außerordentlich wichtig, daß neben der geistigen Ausbildung die sittliche Veredlung nicht vernachlässigt wird. Die wahre Sittlichkeit ist die Grundlage aller Kultur, und die sittliche Veredlung ihre Krone. So können wir, um uns nicht mit umständlichen Begriffsbestimmungen aufzuhalten, mit Warneck (Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur. Gütersloh 1879. S. 4) die Kultur bestimmen als die Pflege aller dem Menschen verliehenen Gaben und Kräfte, durch deren Ausbildung und Verwendung er die Natur untertan macht, ihre Güter in seinen Dienst stellt und dadurch sein Wohlsein in dieser Welt, wie seine geistige und sittliche Veredlung fördert. Danach unterscheiden wir ein dreifaches Kulturgebiet: das materielle, geistige und sittliche.

Aus diesen kurzen Auseinandersetzungen über Mission und Kultur geht klar hervor, daß beide zu einem vollständig voneinander verschiedenen Geltungsbereich gehören. Um so erklärlicher ist dann aber die verwunderte Frage: Wie kann die Mission unter diesen Umständen eine so große Bedeutung für die Kultur gewinnen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir für die drei Kulturgebiete, die wir eben unterschieden haben, das materielle, geistige und sittliche, im einzelnen den Nachweis führen.

Beschränkung auf die moderne Mission.

Wir beschränken uns aber ausschließlich auf die moderne Mission, wie wir sie in unsern Tagen vor Augen sehen. Sie hat eine ganz andere Stellung zur Kultur als die alte Mission zur Zeit der Apostel. Denn damals, als die Apostel als die ersten Missionare das römische Reich ihrem Herrn eroberten, gab es solch einen großen Kulturunterschied noch nicht. In bezug auf die materielle und geistige Kultur war die griechisch-römische Welt, die doch das Hauptmissionsgebiet der Apostel bildete, dem jungen Christentum entschieden überlegen. In allen irdischen Dingen konnten die Apostel die gebildeten Griechen und Römer nichts lehren. Daher ist es selbstverständlich, daß sie sich vollständig auf ihre religiöse Aufgabe beschränkten und nur als Prediger des Evangeliums kamen, nicht als Träger einer neuen, höhern Kultur.

Ganz anders ist es in der modernen Mission. Gewiß schicken wir nach dem, was wir oben über Aufgabe und Ziel der Mission ausführten, auch unsere heutigen Missionare nicht als Sendboten einer höheren Kultur, sondern als Prediger des Evangeliums, das „eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben“ (Röm. 1, 16). Aber sie können es nun einmal nicht ändern, daß sie Glieder der weißen Rasse sind, die den Farbigen schon durch ihre Hautfarbe als etwas Höheres erscheinen. Und wie sie aus ihrer Haut nicht heraus können, so ist es auch ein Ding der Unmöglichkeit, daß sie alles, was sie hier in der alten Heimat von

den Errungenschaften der Zivilisation und Bildung sich angeeignet haben, einfach zu Hause lassen, wenn sie zu den Heiden gehen. Die Völker dagegen, unter denen die heutige Mission ihr Werk treibt, stehen zum großen Teil auf der untersten Stufe menschlicher Kultur. Die wenigsten können lesen und schreiben. Da ist es nur natürlich, daß die Missionare die eingebornen Völker auch an dem geistigen Fortschritt teilnehmen lassen, den die Weißen in ihrer jahrhundertealten Kulturarbeit sich errungen haben.

Ferner dürfen wir nicht vergessen, daß das griechisch-römische Heidentum, unter dem die Apostel missionierten, durch die Verbreitung der jüdischen Diaspora über das ganze römische Reich ganz anders für die Predigt des Evangeliums vorbereitet war als die heutige Heidenwelt. Dort fanden die Apostel überall Seelen, die, unbefriedigt von dem antiken Götzendienst und Aberglauben, sich dem Judentum zugewandt hatten und den lebendigen Gott anbeteten. Die waren durch das Gotteswort des Alten Bundes für das Christentum empfänglich gemacht. Heute dagegen finden unsere Missionare eine Heidenwelt, die von Stufe zu Stufe immer tiefer gesunken ist. Die Anschauung, als ob die sogenannten Naturvölker noch auf der Anfangsstufe ihrer Entwicklung, sowohl in religiöser, als auch in kultureller Beziehung ständen, läßt sich gegenüber dem erdrückenden Tatsachen-Material nicht mehr aufrecht erhalten. Im Gegenteil, von ihrer einstigen Höhe, auf der sie ursprünglich standen, sind sie herabgesunken, so tief, wie nur Menschen sinken können, die aus der Gemeinschaft Gottes herausgefallen und ihre eignen Wege gegangen sind. Daher bedarf es ganz anderer Vorarbeiten als zur Zeit der Apostel, wenn man den heutigen Heiden das Evangelium predigen will, und zwar so predigen, daß sie es verstehen und glauben können.

Es leuchtet von selbst ein, daß diese tiefgreifenden Unterschiede zwischen den Verhältnissen unserer und der alten Missionszeit auch den ganzen Missionsbetrieb von Grund aus umgestalten. Paulus konnte einfach, wie er es tat, in irgend eine der be-

deutenderen Städte des römischen Reiches reisen. Dort fand er alles bereit zur Predigt des Evangeliums: den Ort der Verkündigung, die Synagoge; die Sprache, in der er verständlich zu allem Volk reden konnte, das Griechisch; die Gemeinde, die sich um seine Predigt scharte, zunächst die jüdische Diaspora — wenn die sich aber feindlich stellte, so war mittlerweile aus den Heiden und Judengenossen bereits ein neuer Grundstock der Christengemeinde gewonnen. Und wenn er sein Werk getan, dann konnte er in den ersten Bekehrten die berufenen Führer der christlichen Bewegung zurücklassen, die das Werk auch in seiner Abwesenheit fortsetzten.

Von alledem zeigt uns die moderne Mission gerade das Gegenteil. Daher finden wir heute bei aller Übereinstimmung im wesentlichen doch einen so mannigfach anders gearteten Missionsbetrieb im einzelnen, sonderlich in Hinsicht auf die Stellung zur Kultur. Das tritt uns so besonders deutlich entgegen bezüglich des materiellen Kulturgebiets, dem wir uns jetzt zuwenden.

I.

Das materielle Kulturgebiet.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst einmal den Anfang der Missionsarbeit, wenn ein Missionar zum erstenmal in ein heidnisches Land kommt. Wie muß derselbe sein Werk beginnen? Er kann natürlich nicht mit Talar und Bibel auftreten und alsbald predigen. Er kann im Anfang überhaupt nicht mit den Leuten reden, weil er ihre Sprache nicht versteht. Ja, noch mehr, bei den primitiven Verhältnissen, wie sie bei den sogenannten Naturvölkern der fremden Erdteile bestehen, kann er als Europäer unmöglich wie die Eingeborenen leben und wohnen. Stellen wir uns nur einmal vor, was für Wohnungen diese Völker haben. Da sind z. B. die Eskimos im hohen Norden mit ihren Höhlen oder Erdhütten, die aus Stein und Rasen oder aus Schneequadern errichtet sind. Aber sie gleichen mehr riesigen Maulwurfshaufen als menschlichen Wohnungen. Oder die Zelte der Indianer. Sie sind leicht auseinanderzunehmen und zu transportieren, daher sehr bequem zum Mitnehmen auf ihren häufigen Wanderungen. Aber ein Europäer kann darin nicht sein Leben zubringen, ohne an seiner Gesundheit Schaden zu leiden. Oder die bienenkorbartigen Hütten der Hottentotten werden aus gebogenen, oben zusammengebundenen Stäben aufgerichtet und mit Fellen, dicht geflochtenen Matten oder Schilf bedeckt und mit Lehm oder Kuhmist bestrichen. Ein Mann kann kaum aufrecht darin stehen. Luft und Licht kommt nur durch die kleine, enge Öffnung

hinein, durch welche die Bewohner hineinkriechen müssen. Wie könnte in solcher Behausung ein Europäer wohnen? Noch weniger ein Missionar, der doch geistig arbeiten muß, aber hier nicht einmal genügendes Licht zum Lesen und Schreiben haben würde. Noch ursprünglicher finden wir die Wohnungen bei den Buschmännern, Papuas und andern Völkerschaften. Aber selbst, wo die Wohnungen sich über diese niedrige Stufe erheben, da bleibt es für einen europäischen Missionar immer noch ein Ding der Unmöglichkeit mit den Eingebornen zusammen in ihren Wohnungen zu hausen. Das ist kein Hochmut und keine Selbstüberhebung. So wird es manchmal angesehen von Missionsfreunden, die die tatsächlichen Verhältnisse draußen nicht kennen, ja, selbst von jungen Missionaren, wenn sie im Eifer der ersten Liebe das Missionsfeld betreten. Die kommen leicht zu der Meinung: das Vorbild des Apostels Paulus, der den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche geworden sei, fordere von ihnen, daß sie auch in allen äußeren Dingen wie die Eingeborenen leben müßten. Solche Ideen kehren immer wieder. Aber ihre Ausführung hat noch jedesmal ihre Undurchführbarkeit gezeigt. So erschien es einst den jungen Basler Brüdern in Indien nicht mit der den Missionaren geziemenden Einfachheit vereinbar zu sein, daß sie in einem schönen, herrschaftlichen Hause wohnten, das der Mission geschenkt war. Sie vermieteten es daher und zogen vom luftigen, gesunden Hügel hinab in die Stadt, so recht in das Armenviertel. Was aber war der Erfolg? Krankheit über Krankheit. Dadurch litt die Missionsarbeit erst recht. Sie konnten daher nichts Besseres tun, als möglichst bald wieder ihre alte, gesunde Wohnung beziehen, um sich und ihre Kraft für die Mission zu erhalten. Wie oft sind die Missionare in ein frühes Grab gesunken, weil die Wohnung nicht den Anforderungen entsprach, welche die Hygiene an sie stellen muß! Daher dürfen sie nicht wie die Eingebornen in Afrika und Australien leben. Es ist vielmehr ihre heilige Pflicht, nicht nur gegen sich selber, son-

dern vor allem auch gegen die Mission, daß sie ihr Leben nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen, sondern alles tun, was sie können, auch durch gesunde Wohnungen, um recht lange ihr Amt verwalten zu können.

Aber das Vorbild des Apostel Paulus? Gilt das nicht mehr für die heutigen Missionare? Sicherlich sollen auch sie den Chinesen ein Chinese und den Herero ein Herero werden. Das können sie auch, selbst wenn die menschliche Natur und das Klima für die äußerliche Lebensweise Grenzen ziehen, die nicht ungestraft überschritten werden dürfen. Die Hauptsache ist, daß sie im Denken und Fühlen sich ganz hineinleben in die Art des Volkes, unter dem sie wirken.

Wenn nun also Klima, körperliche Beschaffenheit der Missionare und die Verhältnisse der heidnischen Länder in den meisten Fällen es unmöglich machen, daß die Missionare in den Eingebornen-Häusern wohnen, sondern dringend fordern, daß sie von Anfang an in gesunden Wohnungen leben, so ist eben damit für den Missionar die erste Aufgabe gegeben, sich selbst eine solche Wohnung zu bauen. Denn woher soll er sie sonst bekommen? Andere Häuser und Hütten wie die landesüblichen gibt es nicht. Maurer und Zimmerleute oder sonstige Handwerker gibt es in den meisten Ländern auch nicht, die ihm eine entsprechende Wohnung bauen könnten. So bleibt ihm nichts anderes übrig, als selbst Hand ans Werk zu legen und die Arbeit zu tun, die ihm kein anderer abnehmen kann, nämlich die Arbeit des Hausbauens.

So zeigt sich gleich beim ersten Anfang der Missionsarbeit, noch ehe die eigentliche Missionstätigkeit begonnen hat, wie schon das bloße Wohnen des Missionars unter den Heiden kulturfördernd wirkt. Denn er selbst kann die Bauarbeit allein nicht übernehmen. Das würde zu lange dauern, bis er allein sein Haus fertig gebaut hätte. Unterdessen aber müßte er sehen, wie er in den Hütten der Eingeborenen oder sonstwo ein vorläufiges Unterkommen fände. Wie leicht aber kann da in der ersten Zeit

schon der Keim zu schwerem Siechtum gelegt werden. Vor allem aber, das geht über seine Kräfte. Besonders in den Tropen würde die Gesundheit des Missionars solchen übermäßigen Anstrengungen nicht gewachsen sein. Er würde bald dem Fieber oder andern Krankheiten zum Opfer fallen. Daher muß er sehen, daß er bei den Eingebornen Hilfe für diese Arbeit findet. Da diese aber von solcher Arbeit nichts verstehen, so muß er sie dazu anleiten. So werden die Eingeborenen als Bauhandwerker, besonders als Maurer und Zimmerleute ausgebildet. Und das nicht nur im ersten Anfang. Im Gegenteil, je länger die Mission unter einem Volk und an einem Orte wirkt, um so gründlicher wird die Durchbildung sein. Denn mit dem einen Haus, das der Missionar im Anfang so dringend nötig hat, ist diese Bautätigkeit noch lange nicht erschöpft. Dieses erste Gebäude wird als der erste Versuch immer nur überaus einfach sein und selbst den bescheidensten Anforderungen kaum entsprechen. Solche ersten Häuser pflegen meist nicht lange stand zu halten. Bessere Gebäude werden folgen. Kirche und Schule müssen gebaut werden. Dazu bedarf es natürlich ganz anderer Anstrengungen und viel größerer Kunstfertigkeit — nicht bloß seitens der Missionare, sondern auch der eingeborenen Helfer, die aus unselbständigen Handlangern immer mehr zu tüchtigen Handwerkern ausgebildet werden.

Das wichtigste hierbei ist, daß sie nicht nur für andere, sondern auch für sich selbst bauen lernen. Das aber lernen sie erst, wenn sie Christen geworden sind. Dann verstehen sie es, daß es sich für einen Christen nicht geziemt, in solchen unzureichenden, von Schmutz starrenden Hütten ihr Leben zuzubringen, daß Gott auch ein Gott der Ordnung und Reinlichkeit ist. Wenn sie Gottes Wort lieb haben, erwacht in ihnen das Verlangen, selbst in der Bibel zu lesen. Dazu müssen sie erst lesen lernen. Dazu aber brauchen sie Licht in ihren Hütten. So haben sie selbst ein

Verlangen danach, anständige Häuser mit Türen und Fenstern zu bauen.

Sehr anschaulich beschreibt Missionar Baierlein in seinem Aufsatz in der Allg. Missionszeitschrift 1878, S. 379 f.: „Sechs Jahre unter den roten Indianern" diesen Fortschritt in den Wohnungen unter den christlichen Indianern. „Da es nun im Innern anders geworden war, versuchte der Missionar auch eine Änderung im Äußern. Er versammelte die Männer und stellte ihnen vor . . . . . ., wie es doch eigentlich mit den luftigen, verrauchten Rindenhütten nichts ist; und wie so ein Blockhaus doch eine viel menschlichere Wohnung sei. Das sahen sie bald ein, denn im Blockhause konnte man doch ehrlich stehen und hin und her gehen, was in der Rindenhütte kaum möglich war. Dazu durfte man die Augen frei auftun, ohne daß der Rauch sie auszubeißen drohte und die Tränen fließen machte. Die Einsicht war also leicht, aber von der Einsicht bis zur Tat war es ein weiter und harter Weg. Um ihnen jedoch Mut zu machen, versprach der Missionar demjenigen, der das erste Blockhaus baute, alle Nägel, die Schindeln auf das Dach zu nageln und alle Fenster zu schenken. Doch auch das zog nicht. Die Neuerung war zu groß. Mehrere Wochen vergingen, und es geschah nichts. Da kam eines Tages die verwitwete Tochter des Häuptlings, die zuerst Christin geworden war und sagte: „Alle Fenster und Nägel wollen Sie dem geben, der das erste Haus baut?" — „Jawohl!" — „Und wann würden diese Dinge zu haben sein?" — „Sobald ich sehe, daß einer Anstalt macht, ein Haus zu bauen." — „Nun, ich will bauen," sagte sie. Wie freute sich der Missionar. Das Eis war gebrochen, und wieder durch ein schwaches Weib. Bald stand nun das Blockhaus da, ca. 15 Fuß breit und 20 Fuß lang. Alle kamen, es zu bewundern. So etwas war hier noch nie gesehen worden, daß ein Indianer ein eigenes Blockhaus haben sollte. Doch in dem leeren Raum allein war es auch noch nicht sehr wohnlich. Es mußte auch ein Tisch hinein, zwei alte Stühle,

zwei Bänke und eine Bettstatt. Nun aber war auch die Freude vollkommen. Die Bewohner der Rindenhütten kamen immer wieder zum Besuch und setzten sich auf die Bänke, vor das freundliche Kaminfeuer. Endlich hielten sie es nicht mehr aus, sie nahmen ihre Äxte und gingen hin, die nötigen Baumstämme zu hauen. Da gab es denn ein Wetteifern, und bald stand eine Reihe Blockhäuser da, und der Ort bekam ein anderes Aussehen."

In ähnlicher Weise wird sich wohl auf manchen Missionsstationen der Fortschritt vollziehen. Aber das wollen wir hier gleich ein für allemal betonen: der Fortschritt geht von innen nach außen. Erst muß es innerlich im Herzen der Heiden anders werden. Dann folgt der Umschwung im äußeren Leben von selbst. Wenn das Herz rein geworden ist durch Christi Blut, dann muß auch der Leib in einer reinen Wohnung wohnen. Dann genügt dem Christen nicht eine Wohnung, die aus einem Raum besteht, in der beständig Dämmerung herrscht, weil sie kein Fenster hat, die darum auch nie wirklich rein sein kann. Zunächst werden es die eingeborenen Lehrer und Prediger sein, bei denen die Pflichten ihres Amts eine größere Wohnung, wenigstens mit einigen Stuben, alsbald nötig machen. Häuptlinge und andere angesehene Männer wollen nicht zurückstehen. So wird allmählich das Bedürfnis nach gesunderen und besseren Wohnungen von selbst erwachen und seine Befriedigung finden. Natürlich darf diese Entwicklung nicht dahin führen, daß nun mit einem Mal die armseligen Hütten in europäische Luxusbauten verwandelt werden. Aber den Anforderungen des christlichen Bewußtseins müssen sie entsprechen und für ein christliches Familienleben ein passendes Heim bieten. Das ergibt sich mit der aufrichtigen Bekehrung zu Christus von selbst. Man wird sofort an dem äußeren Ansehen eines Ortes erkennen können, ob Christen oder Heiden hier wohnen. Die Christen sorgen für anständige Wohnungen, für Ordnung und Reinlichkeit. Die Heiden

dagegen bleiben in ihrem alten Schmutz, wie sie auch innerlich in der Gewalt der Sünde bleiben.

Einige besondere Leistungen der Mission auf diesem Gebiet seien noch ausdrücklich hervorgehoben.

Da hat die Norddeutsche Mission in Wegbe-Ho im Innern von Togo eine Kirche gebaut, die weit und breit ungeheures Aufsehen erregt hat. War es doch das erste massive Gebäude, das in größeren Dimensionen errichtet wurde: 9 zu 25 Meter. 40 000 Backsteine waren zu diesem Bau nötig. Man baute zwei Stockwerke übereinander, nur den untersten massiv, den obern aus Fachwerk für Wohnungen und Unterrichtsräume. Schwierig war die Beschaffung des Holzes, vor allem des Wellbleches, das von der Küste drei Tagereisen weit von den Leuten herbeigetragen werden mußte. Aber die Eingeborenen haben willig alle Arbeit geleistet. Natürlich ist die Kirche kein gotischer Dom. Aber für die dortigen Verhältnisse bedeutet sie einen gewaltigen Fortschritt. Das Innere ist entsprechend ausgestaltet. Besonders die Spitzbogenfenster und das bunte Glas machen einen imponierenden Eindruck. Wenn man bedenkt, was für elende Hütten früher gebaut wurden und daneben dieses Gotteshaus hält, dann begreift man, wie es im ganzen Lande Staunen und Bewundrung erregte, da die Neger dergleichen noch nicht gesehen hatten. Dieser Bau ist eine große Kulturleistung und wird auch ferner die Eingebornen zu neuen Anstrengungen anspornen.

Interessant ist auch der Kirchbau in Botschabelo, der Hauptstation der Berliner Mission in der früheren Transvaal-Republik. Dreimal hat hier die Mission die Arbeit des Kirchbaus in Angriff nehmen müssen, weil die alte sich immer wieder als zu klein für das wachsende Bedürfnis erwies. Daß die erste Kirche zu klein ausfiel, kann nicht wunder nehmen. Die Gemeinde bildete sich nicht allmählich, sondern entstand ganz plötzlich im Jahre 1865 aus den Flüchtlingen, die vor den Nachstellungen des Bapedi-Häuptlings Sekukuni geflohen waren und hier auf dem von

der Mission angekauften Eigentum ein Botschabelo, d. h. eine Zufluchtsstätte fanden. Bei der ersten Anlage der Station traten begreiflicherweise sehr viele Anforderungen an die junge Gemeinde heran. Da war es schon anerkennenswert, daß gleich im Anfang wenigstens ein kleines Kirchlein (18 × 50 Fuß) gebaut wurde, das ungefähr 150 Menschen faßte. Als der Missionsdirektor Wangemann im Jahre 1867 seine erste südafrikanische Visitationsreise machte, beschloß die Gemeinde auf seine Veranlassung den Bau eines größeren Gotteshauses (70 × 23 Fuß) und führte ihn in wenigen Monaten bereitwillig aus. Schon diese Kirche mit ihren schönen gotischen Fenstern und seiner durch die kunstfertige Hand des Missionars Prozesky hergestellten Ausschmückung war eine hervorragende Leistung. Aber bald war auch sie zu klein, so daß ein dritter Bau nötig wurde. Man ließ diesmal die alte Kirche als Querschiff stehen, an das nur ein größeres Längsschiff (120 Fuß lang) angebaut wurde. Die innere Höhe war 32', die Turmhöhe 66'. Diese Kirche, welche auf 800 Menschen berechnet war, wurde als die schönste und geräumigste in ganz Transvaal gerühmt. Dabei kostet sie nur 12 000 M., weil die ganze Gemeinde, jung und alt, Männer und Frauen mit Hand angelegt hatten, während viele kleinere Kirchen der Bauern die vier-, ja achtfache Summe gekostet hatten.

Ähnlich wie mit der Wohnung steht es mit der Kleidung. Auch hier ist es klar: erst muß der innere Mensch erneuert werden — dann folgt die Umwandlung des äußern Menschen von selbst. Daher kann der Missionar unmöglich damit anfangen, daß er von den Heiden verlangt: Ihr dürft nicht mehr so nackt herumlaufen. Das schickt sich nicht. Ihr müßt euch anständig bekleiden. Das hätte gar keinen Erfolg. Man würde ihn einfach auslachen. Selbst wenn die Heiden sich wirklich dazu entschließen sollten, so würde sich das doch als äußerlicher Anstrich erweisen, der bald abfällt. Das hat sich an manchem Beispiel gezeigt. Für viele Kaffern war das Ziel ihrer Sehnsucht: sich

ein Gewehr zu erwerben. Daher zogen sie zu den Weißen und arbeiteten eine Zeitlang bei ihnen, bis sie im Besitz ihres ersehnten Schatzes in die Heimat zurückkehren konnten. Besonders auf den Diamantenfeldern zu Kimberley und in den Goldgruben zu Johannesburg haben auf diese Art Tausende von Schwarzen gearbeitet. Dort müssen sie natürlich im Bereich der zivilisierten Welt sich anständig kleiden, überhaupt mit ihren ganzen Lebensgewohnheiten sich mehr und mehr ihrer Umgebung anpassen. Aber sobald sie in ihre alte Heimat und in ihre heidnische Umgebung zurückkehren, werfen sie ihre Kleider und was sie sonst von der europäischen Zivilisation mitgebracht haben, als lästigen Plunder beiseite, d. h. wenn sie Heiden sind. Ja, man hat dieselbe Erfahrung bei sogenannten „Wilden" gemacht, die jahrelang in Europa gelebt haben. Sie schienen in allen Stücken sich an die Behaglichkeiten des zivilisierten Lebens gewöhnt zu haben in Wohnung, Kleidung, Nahrung und allen Genüssen. Sie lebten hier wie jeder Europäer. Der einzige, äußerlich wahrnehmbare Unterschied war die Hautfarbe. Aber nach ihrer Rückkehr kam die alte heidnische Natur wieder zum Vorschein. Sie lebten mit ihren heidnischen Volksgenossen ganz nach der alten, väterlichen Art, als ob sie nie etwas anderes gekannt hätten. Alle Kulturerrungenschaften waren nur äußerlich, nicht innerlich angeeignet, weil das Herz das alte, heidnische geblieben war. Das wird immer so sein, wenn die innerliche Erneuerung durch das Evangelium fehlt. Wo aber das Herz neu geworden ist, da treibt das neue Herz den Menschen schon von selbst an, den äußeren Menschen dem innern entsprechend zu gestalten. Da bedarf es keiner langen Predigten und Mahnungen mehr. Da fühlt es der Christ schon von selbst: so wie bisher in meiner Nacktheit, in meinem Schmutz kann ich nicht mehr herumlaufen. Die christliche Sittlichkeit fordert Reinlichkeit und anständige Kleidung.

Freilich läßt sich nicht leugnen, daß in dieser Beziehung leicht zuviel getan wird. Das fordert dann den Spott heraus

über solche Karikaturen, wenn man einen Neger erblickt, mit einem Zylinder und einem Vatermörder ausstaffiert, sonst aber nur mit der notdürftigsten Kleidung angetan. Selbst der Missionsdirektor Wangemann erzählt von seiner Visitationsreise in Afrika, daß er Negertrauungen in englischen Missionen miterlebt habe, bei denen die Braut und die Brautjungfern wie englische Ladys angeputzt waren. Das ist eine Gefahr, die bei der bekannten Nachahmungssucht der Negervölker immer bestehen wird. Daher müssen die Missionare um so ängstlicher darüber wachen, daß die Christianisierung nicht zugleich auch eine Europäisierung wird. Sonst können solche Karikaturen nicht ausbleiben. Von der deutschen Mission wird diese Entwicklung sicherlich nicht befördert. Im Gegenteil stellt man heute mehr denn je die Forderung auf: hütet euch davor, die Heiden ihrer Nationalität zu entfremden. Christen sollen sie werden, aber dabei ihrer angebornen Volksindividualität treu bleiben. Wie weit sie dann als Christen an dem Fortschritt unserer Kultur teilnehmen werden, das ist eine andere Frage. Die wird gelöst werden durch die erneuernden Kräfte, die mit dem Evangelium in die Heidenherzen eingezogen sind. Jedenfalls so viel ist klar: ein Heidenchrist braucht, ja soll in den heißen Ländern sich nicht kleiden wie die Europäer. Das wäre unnatürlich und würde nur seiner Gesundheit schaden. Das Evangelium aber fordert nichts Unnatürliches. Nur so einhergehen, wie er es in seinem heidnischen Zustand getan hat, das kann er auch nicht mehr, wenn er Christ geworden ist. Es ist eine ganz selbstverständliche Forderung des Christentums und der Sittlichkeit, auch in der Kleidung anständig zu erscheinen.

Wie kulturfördernd dieser Umstand wirkt, liegt auf der Hand. Dadurch wird Handel und Industrie mächtig gehoben. Denn woher sollen jene ihre Kleidung nehmen? Ihre alten Fellkarosse, ihr Fett und ihre Farbe, mit denen sie sich früher statt der Kleidung beschmiert haben, genügen ihnen nicht mehr. Selbst können sie sich in den wenigsten Fällen genügende Kleidung verschaffen

und bereiten. So bleibt ihnen nichts anderes übrig, als dieselbe da zu kaufen, wo sie sie allein bekommen können, bei dem europäischen oder amerikanischen Fabrikanten und Kaufmann.

Das gilt natürlich auch auf allen andern Gebieten als der Kleidung, für alle Bedürfnisse, die durch ihre Bekehrung zum Christentum in ihnen entstanden sind, die sie nur bei uns befriedigen können. So ist es klar, daß die Mission gerade dadurch, daß sie die Heiden auch in ihrem äußerlichen Leben hebt, für Handel und Industrie neue Absatzgebiete erschließt. Und zwar ist das eine Entwicklung, die je länger um so mehr ins Große geht. Denn die Zahl der Heidenchristen mehrt sich von Jahr zu Jahr trotz all des Geschreis von der Erfolglosigkeit der Mission. Man braucht nur einmal die Jahresberichte der verschiedenen Missionsgesellschaften durchzusehen, besonders der Berliner, der Goßnerschen oder der Rheinischen, die ihre Taufen jährlich nach Tausenden, ja nach Zehntausenden zählen, dann erkennt man, wie sehr solche törichten Verdächtigungen der Wahrheit widersprechen. Die Zahl der jährlich durch die Mission zur christlichen Kirche Hinzugetanen beläuft sich auf weit mehr als 100 000. Je größer aber die Zahl der Heidenchristen jährlich wird, um so mehr springt diese weltwirtschaftliche Bedeutung der Mission in die Augen, davon Handel und Industrie den größten, direkten Nutzen ziehen. Für diese sollte es daher eine einfache Pflicht der Dankbarkeit sein, nun auch Freunde der Mission zu werden und ihre Arbeit zu unterstützen, wo nicht um ihrer religiösen Bedeutung willen, so doch um dieser kulturellen Bedeutung.

Wenn so dem Kaufmann ein unmittelbarer Vorteil aus der Missionsarbeit erwächst, so läßt man sich das wohl gefallen. Anders aber urteilt man, wenn die Mission sich anschickt, derartige Handelsunternehmungen selbst in die Hand zu nehmen. Dann sieht man in den Missionaren Henchler, die unter der frommen Maske des Christentums nur den einzigen Zweck verfolgen, sich zu bereichern und ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen. Es ist

wunderlich, die Mission kann es machen, wie sie will, dem Tadel der Welt entgeht sie nicht. Wenn sie sich auf die Predigt des Evangeliums beschränkt, dann hat sie kein Verständnis für die höhern Kulturbedürfnisse der Menschheit. Nimmt sie aber Handel und Industrie selbst in die Hand, und beweist sie so doch sicherlich ein weiter gehendes Interesse für diese Dinge des irdischen Lebens, so sieht man darin eine Verfolgung gewinnsüchtiger Interessen. Und doch ist die Mission oft gezwungen, selbst Handel zu treiben. Am leichtesten ist diese Notwendigkeit noch einzusehen in Ländern wie Grönland. Das ist ganz abgeschlossen von der zivilisierten Welt. Es lockt die geldgierigen Menschen nicht durch irgendwelche Schätze an. Da ist kein andrer, der die Vermittlung der Kulturprodukte der alten Welt übernehmen kann, als eben die Mission. Aber auch in andern Ländern, z. B. Afrikas, konnten die Missionare nicht umhin, obwohl an Händlern kein Mangel war, oftmals im Gegensatz zu denselben, selbst als Kaufleute aufzutreten. Ja, wenn der Handel in den überseeischen Ländern immer das Wohl der Eingebornen im Auge hätte oder wenigstens berücksichtigte! Dann könnte die Mission ihre Hand davon lassen. Aber wie traurig sind die Verhältnisse in Wirklichkeit! Das ist noch der geringste Schade, daß den Naturvölkern aller mögliche wertlose Tand aufgeschwindelt und gegen die wertvollen Erzeugnisse ihrer Länder ausgetauscht wird. Das bringt ihnen nur einen wirtschaftlichen Nachteil. Aber das ist das Schändliche, daß man bei ihnen Schnaps, Opium und dergleichen Dinge einführt, und sie so an Genüsse gewöhnt, die sie unbedingt geistig und leiblich zugrunde richten — und das um des schnöden Mammons willen. Wenn da die Mission sehen muß, wie die Heiden sowohl, als auch die jungen Christen durch solches Gift vollständig verdorben werden, dann kann sie nicht die Hände in den Schoß legen und ruhig zusehen, wie ihre ganze Arbeit untergraben wird. Die Eingebornen sind wie die Kinder. Die sind noch nicht reif für die Freiheit. Dazu müssen sie erst erzogen werden.

Darum fängt die Mission oft selbst mit einem Handel an. Dabei wird alles Wertlose und Schädliche grundsätzlich ausgeschlossen. Es werden ihnen nur Waren verkauft, die einen Wert für sie haben. So muß selbst solch weltliches Geschäft mithelfen zur sittlichen Erziehung des Volkes.

Auf der andern Seite erfüllt diese Tätigkeit z. B. in Indien noch einen andern, nicht unwichtigen Zweck. Durch ihren Übertritt zum Christentum werden die Hindu aus ihrer Kaste vollständig ausgestoßen. Das bedeutet aber viel mehr, als wenn bei uns ein Vater seinen ungehorsamen Sohn von sich weist. Hier findet er schon irgendwo und -wie sein Unterkommen. Aber in Indien ist ein Hindu, der Christ wird, völlig geächtet. Es wird ihm ganz und gar die Möglichkeit genommen, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Die Genossen seiner Kaste meiden ihn. Die andern Kasten dürfen erst recht keine Gemeinschaft mit ihm haben. Sonst werden sie ebenfalls ausgestoßen und für unrein angesehen. Diese Kastenverhältnisse sind es ja, welche für die indische Mission bekanntlich das allergrößte Hindernis bilden. Ist es da nicht Pflicht der Mission, Mittel und Wege zu suchen, den nach Christo verlangenden Seelen den Übertritt zu erleichtern und zu ermöglichen? Was soll man aber den Ausgestoßenen bieten? Almosen? Das wäre das sicherste Mittel, alle die Faulenzer anzulocken und das so viel geschmähte und verspottete „Reischristentum" groß zu ziehen. Aber die evangelische Mission verzichtet grundsätzlich darauf, durch irdische Vorteile die Heiden zum Christentum zu bewegen. Besser ist es, wenn man ihnen Arbeit bietet. Diese ganzen Verhältnisse haben der Basler Mission in Indien viel Not und Sorge bereitet. Sie hat es versucht mit der Landwirtschaft, aber böse Erfahrungen damit gemacht. Besser ist es ihr gelungen mit Buchdruckereien, Buchbindereien und Buchhandel. Diese Unternehmungen brauchte sie zur Beschaffung und Verbreitung ihrer Bücher und Lehrmittel für die Schulen notwendig. Wichtiger noch sind die Webereien, Ziegeleien, die mechanischen Werkstätten,

die sie eingerichtet hat. Wenn nun der Missionsbetrieb sich auf derartige geschäftliche Unternehmungen ausdehnt, so bringt das sicherlich viel Schwierigkeiten mit sich — die Basler Mission hat das zur Genüge erfahren — aber sie braucht gerade darum diejenigen, die zu ihr kommen und durch ihren Übertritt zum Christentum einfach brotlos würden und keine Möglichkeit haben, irgendwie anders ihr Durchkommen zu finden, nicht einfach von sich zu weisen, wie sie sonst tun müßte, wenn sie jene Industrien nicht hätte.

Diese Tätigkeit, an die viele Missionsfreunde sich allerdings nur sehr schwer gewöhnen können, ist aber noch von einem andern Gesichtspunkt zu beurteilen — d. i. die Erziehung der Eingebornen zur Selbständigkeit. Der ist für unsere Frage nach der Kulturbedeutung der Mission besonders wichtig. Es soll sich bei den sogenannten Naturvölkern, unter denen die Mission arbeitet, eine ähnliche Entwicklung wiederholen, wie z. B. unser deutsches Volk sie durchgemacht hat. Wir haben den christlichen Glauben sowohl, als auch unsere Kultur von den Trägern der damaligen Kultur empfangen. Jahrhundertelang sind wir abhängig gewesen, bis wir endlich selbständig geworden sind, ja, unsere Lehrmeister überwunden haben. Ob das letztere bei den gegenwärtigen Heiden je der Fall sein wird, steht dahin. Aber das ist klar, es muß das Ziel unserer Missionsarbeit sein, jene Völker selbständig zu machen. Hat es bei uns jahrhundertelang gedauert, bis wir soweit gekommen sind, so darf man sich nicht wundern, wenn dieses Ziel bei jenen nicht schon in Jahrzehnten erreicht wird. Aber fest im Auge müssen wir es behalten und jene Schritt für Schritt allmählich zu immer größerer Selbständigkeit führen. Dazu hilft auch an ihrem Teil die Tätigkeit der Mission mit, welche die Eingeborenen unterweist in allerhand Handwerken und Industrien.

Der Widerspruch vieler Missionsfreunde gegen diese Art des Missionsbetriebs ist erklärlich. Denn die Mission soll die Heiden

zu Christus führen und nicht zu geschickten Arbeitern und Handwerkern machen. Aber noch ganz abgesehen von der oben ausgeführten Notwendigkeit, daß die Missionare Gehilfen bei ihrer Bauarbeit brauchen, und daß sie den um des Evangeliums willen brotlos gewordenen Christen eine neue Existenz verschaffen müssen, genügt schon allein dieser Gesichtspunkt der Selbständigmachung der heidenchristlichen Gemeinden vollkommen, um diese mehr außerhalb der eigentlichen Missionsarbeit liegende Tätigkeit zu rechtfertigen. Denn wirklich selbständig werden sie nie, wenn sie nicht soviel Mittel aufbringen, durch welche die christliche Kirche unter ihnen erhalten werden kann. Darum muß die evangelische Mission, wenn sie nicht ihre Schutzbefohlenen ewig am Gängelbande führen will, — und das entspricht nicht der evangelischen Freiheit — ihnen zunächst helfen, daß sie finanziell selbständig werden. Diesem Zweck dient jeder soziale Fortschritt, den die Heidenchristen durch die Hilfe der Mission machen. Andere nehmen ihr diese Arbeit nicht ab, auch nicht die Kolonialmächte. Wohl ist das törichte Gerede verstummt, das man zur Zeit des Hereroaufstandes hören konnte: Man solle diese Bestien in Menschengestalt einfach ausrotten. Man weiß wohl, daß das Menschenmaterial der wertvollste Besitz in unseren Kolonien ist. Denn ohne die Eingeborenen kann man die Schätze des Landes nicht heben, weil wir Europäer nach unserer körperlichen Beschaffenheit nun einmal zur schweren Arbeit in jenen Gegenden unfähig sind. Man erkennt daher ganz richtig die Pflicht, sich der Menschen anzunehmen. Aber man will sie nur zu Helfern und unselbständigen Handlangern ausbilden, nicht zur Selbständigkeit bringen. Sie sollen nur den weißen Herren Knechtsdienste tun. Wenn sie selbständig werden, fürchtet man für sich selbst einen Nachteil, weil die Arbeiter fehlen. Ob dieser Standpunkt berechtigt ist, haben wir hier nicht zu untersuchen. Aber das ist klar, die Mission kann ihn nicht teilen. Sie ist ja nicht gekommen, für sich oder für ihr Vaterland irgend einen Vorteil zu

suchen, sondern sie hat lediglich das Wohl und Wehe der Eingebornen im Auge. Und da kann es, wenn man nur erst einmal vom nationalen Egoismus abzusehen gelernt hat, ernstlich gar nicht bestritten werden, daß diese ganze Tätigkeit der Mission, wie sie für die künftige Selbständigkeit der heidenchristlichen Gemeinden und Kirchen unbedingt nötig ist, so auch für die Förderung der Zivilisation der Gesamtheit heilsam ist.

Diese Erziehung zur wirtschaftlichen Selbständigkeit ist ein mächtiger Hebel für die Erziehung zur Arbeit. Das ist doch das Hauptproblem für unsere ganze Kolonialpolitik: Wie erziehen wir die Eingebornen zur Arbeit? Die ist von Wichtigkeit für unsere Kolonialpolitik. Denn ohne die Arbeit der Schwarzen können wir unsere Kolonien nicht recht nutzbar machen. Das ist nicht minder wichtig für den Kulturfortschritt der Völker selbst. Denn ohne Arbeit gibt es keine Kulturentwicklung. Endlich muß die Arbeit auch um des Christentums willen gefordert werden. Denn es ist Gottes Wille: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen" (2. Thess. 3, 10). Also hier arbeiten sich die verschiedensten Interessen in die Hand. Wie kann nun dieses Problem wirklich gelöst werden? Es wird so viel geklagt über die Faulheit des Negers. Dieselbe ist auch zum Teil erklärlich durch das erschlaffende Klima und durch die Fruchtbarkeit des Bodens, der ohne schwere Arbeit so viel hervorbringt, als die Menschen zum notdürftigen Lebensunterhalt brauchen. Aber sie wird auch viel übertrieben. Andere haben zum Teil andere Erfahrungen gemacht, daß nämlich die Faulheit sehr wohl zu überwinden sei. Es kommt nur darauf an, wie man die Sache anfängt. Wenn man sich sonst nicht um die Leute bekümmert, sondern nur zu seinem eigenen Nutzen ihre Hilfe braucht und womöglich versucht, diese mit Gewalt, oder auch nur mit „sanftem Druck" zu erzwingen, dann kann man sich über die Mißerfolge mit dieser falschen Methode nicht wundern. Dem gegenüber hat der Staatssekretär Dernburg ganz recht, wenn er in der Budgetkommission des Reichstags

erklärt hat: „Zwang ist Zwang. Man wird den Neger nicht zur Arbeit bringen, wenn er nicht selbst zur Einsicht kommt, daß er durch diese Arbeit seine Lebensverhältnisse verbessern kann.“ Zu dieser Einsicht kommt er aber nicht oder doch nur sehr schwer, wenn man in den Eingeborenen nur die Handlanger sieht, die der Kolonialregierung oder den Kolonisten als unselbständige Helfer dienen sollen, ohne je die Aussicht zu haben, vorwärts zu kommen und selbständig zu werden. Aber gerade darauf ist das Absehen der Mission gerichtet. Sie hilft den Eingeborenen auf allen möglichen Gebieten des irdischen Lebens zum Vorwärtskommen. Sie sollen nicht zeitlebens Handlanger bleiben. Wenn sie tüchtig und fleißig sind, bringen sie es vorwärts im Leben. Schon ihrem Hause sieht man eine gewisse Wohlhabenheit an. Ihr Besitz mehrt sich. Sie leben nicht mehr von der Hand in den Mund. Ihr Wohlstand gestattet ihnen manche Bequemlichkeit des Lebens. So können sie auf der Leiter sozialen Fortschritts immer höher steigen. Da muß dann auch dem Blödesten das Verständnis für den Nutzen der Arbeit aufgehen.

Das sind Erfahrungen, welche die Mission gemacht hat. Darum kann sie nicht unbesehen in die allgemeine Klage über die Trägheit der Neger mit einstimmen. Vor allem: sie weiß ein Heilmittel dagegen. Das ist in erster Linie das Hauptmittel gegen alle Schäden: ernstliche Bekehrung zu dem, der uns von allen Sünden, auch der Sünde der Faulheit erlöst hat. Dann aber gibt sie ihren Pflegebefohlenen die nötige Anleitung und Hilfe, daß sie selbst die Erfahung machen können: treue Arbeit findet ihren Lohn und hilft den Menschen vorwärts. So hat z. B. unsere Berliner Mission gehandelt und mit dieser Methode die besten Erfolge erzielt. Es sei gestattet, einiges von ihrer Kulturarbeit in Deutsch-Ostafrika zu erzählen.

Dort arbeitet sie am Njassa seit 1891. In der verhältnismäßig kurzen Zeit hat sie 14 Stationen ausgebaut. Das ist eine ganz außerordentliche Arbeitsleistung. Braucht doch jede einzelne Sta-

tion wenigstens eine Wohnung für den Missionar, Kirche und Schule. Dazu kommen die Bauten für die vielen Filiale und Außenstationen, die nur gelegentlich von dem Missionar besucht werden. Natürlich brauchte die Mission zu dieser vielen Bauarbeit auch viele Hände. Die wenigen Missionare, die sie schickte, konnten es allein nicht schaffen. Sie brauchte besonders Handlanger, Maurer und Zimmerleute. Die hat sie alle gefunden, soviel sie nötig hatte — und, was noch wichtiger und schwieriger ist, hat sie ausgebildet in allen diesen Fertigkeiten. Da galt es nicht bloß Baumstämme im Walde zu fällen und so Bauholz herbeizuschaffen. Dazu bedarf es noch keiner großen Kunst. Wohl aber dann, wenn das Bauholz gesägt, gerade Bretter und gerade Wände hergestellt werden sollen. Wer selbst einmal versucht hat, gerade Linien zu sägen, der kann es beurteilen, was das für eine schwierige Arbeit sein muß, diese aller europäischen Werkzeuge Ungewohnten die Handhabung der Säge zu lehren, ihnen beizubringen, wie sie die Wände der Häuser lotrecht aufbauen, wie sie die Wohnungen so fertig stellen, wie wir sie bei uns gewohnt sind. Alle diese Arbeit ist aber nicht umsonst gewesen. Mögen die Leute auch im Anfang manche krumme Linie gesägt haben, jetzt liefern sie tadellose Bretter. Jetzt machen sie ordentliche Türen — und zwar nicht bloß etwa solche, die aus mehreren aneinander geschlagenen Brettern ganz roh gezimmert sind, sondern die ganz richtig mit Türfüllungen wie bei uns gearbeitet sind und das Auge eines deutschen Tischlers befriedigen würden. Die Arbeit geht ihnen freilich noch nicht so schnell von der Hand wie unsern Handwerkern. Sie brauchen noch längere Zeit dazu. Aber dann liefern sie auch gute und gediegene Arbeit. Jetzt bauen sie gar schon vollständig massiv. Das ist um so anerkennenswerter, weil die Engländer, die schon Jahrzehnte vor uns in jenen Gegenden an der Missionsarbeit waren, noch nicht solche Fortschritte gemacht haben. Es ist auch unbedingt nötig wegen der weißen Ameisen, die in verhältnismäßig kurzer Zeit, d. h. in

einigen Jahren alle Holzbauten vollständig zerstören und zerfressen. Will man daher aus der ewigen Bauerei herauskommen, so bleibt nichts anderes übrig, als massiv zu bauen. Dazu müssen Ziegeleien angelegt werden. Die Leute müssen lernen, Steine zu brennen. Vor allem, sie müssen als Maurer ausgebildet werden. Das wird auch wohl nicht so leicht gewesen sein, diese einfachen Naturkinder in alle Künste unserer Mauerei einzuweihen. Der Abstand ihrer alten Hütten von unseren europäischen Wohnhäusern, auch wenn wir nicht an unsere modernen Villen und Prachtbauten denken, ist doch gar zu groß. Aber allmählich haben sie es ganz richtig gelernt, wie man ein Haus baut, werden auch mit Ecken, Bogen und Gewölben fertig. Natürlich geschieht das alles unter europäischer Oberleitung. Denn ganz selbständig sind sie noch nicht. Da kommt es sehr zu statten, daß unsere Missionare zum Teil vorher Handwerker gewesen sind. Auch werden gerade jetzt zu diesem Zweck Missionshandwerker ausgesendet. Die sollen den Missionaren alle äußere Arbeit abnehmen und sie für ihre eigentliche geistliche Arbeit frei machen. Sie können auch noch viel besser die Eingeborenen in allen solchen Kunstfertigkeiten fördern und zu ihrer zivilisatorischen Hebung beitragen.

Sehr wesentlich ist auch, was die Mission zur Hebung von Ackerbau und Viehzucht getan hat. Sie hat europäisches Getreide und Gemüse eingeführt. Freilich mußte erst alles ausprobiert werden. Jede Station hat ein besonderes Klima und besondere Bodenverhältnisse. Die müssen erst sorgfältig studiert und berücksichtigt werden, ehe man auf Erfolge rechnen kann. Nachdem man daher zunächst manches Lehrgeld hat zahlen müssen, hat man nun schöne Erfolge erzielt — nicht bloß für die Mission selbst, sondern auch für die Eingeborenen. Die verdienen sich damit die Hüttensteuer, die ihnen vom Reich auferlegt wird. Das hat natürlich viel Mühe gemacht. Hier hatte man zur falschen Zeit ausgesäet. Daher kein Wunder, wenn die Ernte ausblieb. Be-

sondere Schwierigkeiten machte der Transport der Sämereien von Deutschland nach Afrika. Im Roten Meer herrscht solche entsetzliche Hitze, daß der Same seine Keimkraft verliert. Am schwierigsten war es, unser Obst dort einzuführen. Man versuchte es mit schlafenden Reisern. Aber vergeblich. Besser gelang es mit kleinen Bäumchen, die man ganz hinausschaffte. Endlich hat man die Reiser in Lehmbrei drei bis vierfach luftdicht verschlossen und verlötet, so daß auch die größte Hitze nicht eindringen konnte. Oder man hat das Obst aus Kernen gezogen. Schließlich ist man durch alle solche Versuche soweit gekommen, daß man jetzt unser ganzes Obst dort hat.

Ebenso steht es mit der Viehzucht. Das einheimische Vieh ist entartet: z. B. die Hühner legen monatlich 1—2 Eier in der Größe eines Taubeneis. Da versuchte man Hühner aus Südafrika einzuführen. Aber die starben bald. Darauf schaffte man Italiener von der Küste an den Njassa. Aber das ist eine Entfernung von 60 Tagereisen. Als sie ankamen, waren ihnen alle Federn ausgegangen. Aber doch hat der Erfolg alle Bemühungen reichlich belohnt. Ähnlich ist es mit anderm Vieh gegangen. Von den Früchten dieser zivilisatorischen Tätigkeit kann man etwas verspüren, wenn man auf dem Njassadampfer fährt. Da kann man mitten in Afrika Beefsteak und Kartoffeln essen. Und fragt man: Woher kommt das hier in Innerafrika? so lautet die Antwort: das kommt von der Mission.

Das alles sind bedeutende Kulturarbeiten, die verdienten, viel mehr bekannt und anerkannt zu werden. Aber natürlich ist es viel leichter und bequemer, auf die Mission und ihre Volksverdummung zu schelten, als wahrheitsgemäß Ehre zu geben, wem Ehre gebührt.

Der Fortschritt in allen diesen Dingen würde noch viel größer sein, wenn besserer Absatz für die Erzeugnisse der Landwirtschaft vorhanden wäre. Aber es fehlt an Bahnen. Die Wege — das ist überhaupt die große Schwierigkeit in Afrika.

Wenn früher eine Expedition von der Ostküste nach den großen Seen im Innern ging, dann war sie monatelang unterwegs. Die Wege waren nur ungefähr 35 cm breit, gerade breit genug, daß ein Mann hinter dem andern gehen konnte. Die Fahrstraße, die Alexander Mackay, der große Missionar und ehemalige Ingenieur, von der Küste landeinwärts anlegte, ist bald wieder vom Gestrüpp und Urwald überwuchert. Denn die Afrikaner marschieren doch nicht neben-, sondern hintereinander im Gänsemarsch. Da ist es schon ein wesentlicher Fortschritt, wenn jetzt die einzelnen Missionsstationen durch fahrbare Straßen verbunden sind. Aber eine große Leistung ist es, wenn Missionar Gröschel die Eingeborenen dazu vermocht hat, freiwillig solche Arbeit zum Wegebau zu verrichten. Das ist ein Beweis dafür, daß sie wenigstens anfangen, ein Verständnis für die Bedeutung solcher guten Fahrstraßen zu bekommen.

Natürlich genügen diese Wege nicht. Soll die landwirtschaftliche Produktion sich mehren, dann muß eine Bahn nach der Küste gebaut werden. Sonst haben sie kein genügendes Absatzgebiet. Denn ohne Bahn ist der Transport zu teuer. Es ist klar, daß bessere Transportwege und vor allem gute Bahnverbindung vom Njassa nach der Küste sehr kulturfördernd wirken würden. Trotz alledem hat die Berliner Mission die Freude gehabt, daß ihre ausgestellten Produkte auf der Ausstellung in Daressalam mit neun Preisen gekrönt wurden — z. B. für Getreide, Gurken, Hanf, Stricke u. dergl. Das ist ein schöner Erfolg, den die evangelische Mission zu verzeichnen hat. Dadurch beweist sie, daß das übliche Urteil über die evangelische Mission und ihre Kulturtätigkeit, als ob sie die Heiden nur beten, aber nicht arbeiten lehre, von Grund aus falsch ist.

Wodurch hat nun die Berliner Mission das alles erreicht? Durch Erziehung zur Arbeit — und zwar von innen heraus. Sie hat ihnen erst das Evangelium gebracht. Durch das Evangelium sind ihre Herzen umgewandelt. Das gibt ihnen Kraft, aus

ihrer natürlichen Trägheit herauszukommen. Das ist evangelische Missionsarbeit. Auch die noch nicht Christen geworden sind, fangen an, den Wert der Arbeit und ihren Nutzen für den sozialen Fortschritt zu erkennen und zu schätzen. Das beweist der Umstand, daß es unserer Mission am Njassa noch niemals an Arbeitskräften gemangelt hat. Sie hat zu Zeiten ungefähr 1500 regelmäßige Stationsarbeiter beschäftigt. Die haben sich alle freiwillig gemeldet. Zum großen Teil waren es Heiden. Denn soviel Christen gibt es dort noch nicht. Man hätte nach den beständigen Meldungen noch viel mehr beschäftigen können, wenn nur Geld genug vorhanden wäre.

Wie ist das zu erklären, daß die Kolonisten immer über Mangel an Arbeitern und deren Faulheit klagen, dagegen die Mission Arbeiter in Überfluß hat? Bei jenen kommen sie nicht zur Selbständigkeit. Da müssen sie zeitlebens Handlanger bleiben. Die Mission aber hilft ihnen zur wirtschaftlichen Selbständigkeit. Alles, was wir von der Hebung des Ackerbaues und der Viehzucht u. dergl. erwähnt haben, das behält die Mission nicht für sich, sondern teilt es auch ihren Schutzbefohlenen mit. So merken diese selber, wie sie vorankommen. Und das ist ein so außerordentlich wichtiger Faktor zu ihrer zivilisatorischen Hebung.

Für alle solche Zwecke hat die Mission Industrie-Anstalten und Schulen gegründet. Wollen wir einen lebendigen Eindruck davon gewinnen, was die Mission allein für die äußerliche Hebung des Volkslebens leistet, so müssen wir einmal einen Besuch in einem derartigen Institut machen. Das berühmteste ist die schottische Missionsstation Lovedale in Südafrika im Hinterlande von East-London. Hier finden wir eine Fülle von Schulen: Elementarschulen, eine Bürger- oder Realschule, ein Lehrerseminar, ein theologisches Seminar zur Ausbildung der eingeborenen Pastoren, sogar eine höhere Töchterschule. Diese alle übergehen wir vorläufig, da sie in das geistige Kulturgebiet gehören, und

beschränken uns jetzt auf einen Besuch in der Industrieschule. Schon seit mehr als 50 Jahren arbeitet sie an der Hebung des Kaffernvolkes. Da ist eine ganze Reihe von Lehrwerkstätten, in denen die lernbegierige Kaffernjugend unter europäischen Handwerksmeistern ausgebildet wird: zunächst eine Schmiede. Diese Arbeit scheint aber den meisten zu hart zu sein. Darum finden sich hier nicht soviel Lehrlinge. Aber für die, welche hier etwas Tüchtiges gelernt haben, hat auch in Afrika das Handwerk einen goldenen Boden. Dann eine Zimmerei. Hier werden Schulgeräte, Tische, Bänke, Pulte usw. gemacht. Weil die Nachfrage nach solchen Gegenständen wuchs, wurde noch eine besondere Tischlerei eingerichtet zur Anfertigung von allerhand Möbeln, Schränken, Kommoden u. dergl. Auch ein sachverständiges Auge würde seine Freude daran haben. Die Wagenmacherei stand früher in hoher Blüte. Überall in Südafrika wurden die hier gemachten Wagen gern gekauft und gut bezahlt. Waren sie doch das unentbehrliche Transportmittel für die afrikanischen Wege. Jetzt haben sich die Verhältnisse geändert. Die Eisenbahn verdrängt immer mehr den Ochsenwagen. Um so mehr wird andere Arbeit betrieben. Die Druckerei wird nur von schwarzen Arbeitern bedient, die ihre Arbeit nicht schlechter machen als ihre europäischen Kollegen. Ja, wozu braucht man denn eine eigene Druckerei? Nun, um alles das zu drucken, was die Missionare und ihre eingeborenen Helfer schreiben zur geistigen Hebung des Volkes. Das sind nicht bloß die Bücher, die für die Schulen und das Lesebedürfnis des Volkes nötig sind, sondern auch die christliche Presse wird hier gedruckt — und zwar sowohl in der Landessprache, als auch in Englisch. Denn das Lesen ist weit verbreitet durch die Schularbeit der Mission, so daß die Blätter Tausende von Abonnenten finden. Zur Druckerei gehört die Buchhandlung, welche die Erzeugnisse der Druckerei absetzt. Wenn man das reichhaltige Lager von Büchern sieht, muß man staunen über die bedeutende Nachfrage und den großen Umsatz, den die Bücher bei den Kaf-

fern haben. Die Buchhandlung ist zugleich auch Postanstalt. Auch der Telegraph fehlt nicht. Und das alles wird von Farbigen besorgt. Schließlich ist zu diesem allen auch eine Buchbinderei nötig. Sie gilt allerdings bei den Eingeborenen nicht für voll — daher melden sich zu dieser Arbeit verhältnismäßig nur wenige. Aber mit ihren Leistungen können sie sich sehen lassen. Das beweist der Umstand, daß ihre Ausstellungen in der Kapstadt prämiiert sind. Endlich dürfen wir die große Landwirtschaft nicht übergehen, die hier betrieben wird. Es werden außer 1000 Morgen Weideland 350 Morgen bewirtschaftet, die vom Tschumil aus künstlich bewässert werden. Die Kaffern haben natürlich auch früher schon ihre Äcker bestellt. Aber hier erhalten sie Unterweisung in rationeller Landwirtschaft.

Aber, wird man fragen, finden alle diese Bemühungen der Mission bei den Eingeborenen Anklang? Bei allen diesen Unternehmungen müssen sie doch arbeiten. Und man hört doch allgemein: der Kaffer will nicht arbeiten!

Nun, welcher Wertschätzung sich die technische Ausbildung bei den Kaffern erfreut, zeigt hinreichend die Bitte eines andern Kaffernstammes um „ein Kind von Lovedale", d. h. man wünschte eine ähnliche Einrichtung auch bei sich. Und diese Bitte war sehr ernstlich gemeint. Als man von ihnen verlangte: ihr müßt erst 20 000 M. für das beabsichtigte Institut aufbringen, ließen sie sich durch diese Forderung nicht abschrecken. In drei Wochen war das Geld zusammengebracht. Als dann beim Beginn des Baus den Kaffern das Gebäude zu klein war, haben sie wiederum in ganz kurzer Zeit 30 000 M. gesammelt, damit nach ihren Wünschen genügend groß gebaut werden könnte. Als endlich nach Fertigstellung des Baus sich eine Bauschuld von 32 000 M. herausstellte, war auch diese bald gedeckt. Das sind doch Leistungen, die um so mehr anerkannt werden müssen, weil sie von heidnischen Kaffern freiwillig zustande gebracht sind. Da sieht man, ob sie etwas lernen, und ob sie arbeiten wollen. Sie müssen

nur den Nutzen der Arbeit einsehen. Wenn sie die Erfahrung gemacht haben, daß ein gelernter Handwerker ungefähr ebensoviel an einem Tage verdient wie ein Tagelöhner in der ganzen Woche, dann ist es, sollte ich meinen, doch nicht gar zu schwer, zu dieser Erkenntnis von dem Nutzen der Arbeit zu gelangen.

Freilich wird vielfach behauptet: alle diese Erfolge sind nur Schein. Solange die Zöglinge in Lovedale (oder wo derartige Anstalten sind) selbst unter genauer Aufsicht sind, leisten sie vielleicht Gutes. Aber sowie sie dem Institut den Rücken gekehrt haben, fallen sie in ihre alte Wildheit zurück. Solche Urteile kann man gerade von Weltreisenden hören, die sich auf ihre persönliche Erfahrung berufen. Sie haben vielleicht einmal einen Menschen kennen gelernt, der in solcher Anstalt ausgebildet war, dann aber durch andere Einflüsse in seinen ursprünglichen Naturzustand zurückgefallen war. Das wird sofort verallgemeinert, und der Schluß gezogen: Alle Erziehung ist verlorene Liebesmühe, verschwendetes Geld, vergeudete Zeit und Kraft.

Was sollen wir auf solche Einwände erwidern? Wie steht es mit dem Erfolg solcher Tätigkeit in Wirklichkeit? Missionar Stewart, der seit 40 Jahren diese Arbeit leitet, hat eine Statistik darüber aufgestellt, was eigentlich aus den ehemaligen Zöglingen Lovedales geworden ist. Da hat sich allerdings herausgestellt, daß manche ihr gelerntes Handwerk nicht mehr treiben. Das ist aber nicht so verwunderlich. Das kommt auch bei uns vor — leider Gottes viel zu oft, daß Leute mit guter Erziehung und Ausbildung doch Schiffbruch leiden und es zu nichts Ordentlichem bringen. Manchmal sind die Verhältnisse daran schuld, daß z. B. ein Wagenbauer sein Handwerk aufgeben muß, weil er keinen genügenden Absatz hat. Aber das ist durch jene Statistik auch festgestellt: direkte Rückfälle ins Heidentum sind äußerst selten. Von den mehr als 6000 Zöglingen haben nur 15 ausfindig gemacht werden können, die ihren christlichen Glauben verleugnet haben. Und das ist noch oft die Schuld der weißen Kritiker der

Mission, welche mit ihrem offenkundigen Sündenleben schon für manchen Heidenchristen der Anlaß zum Rückfall ins Heidentum geworden sind. Die große Mehrzahl aber bleibt ihrem einmal erlernten Berufe treu. Überall im Lande hin und her sind die Zöglinge von Lovedale zerstreut, nicht nur als Handwerker und Ackerbauer, sondern auch als Lehrer, Dolmetscher, Post-, Telegraphen-, Polizei-Beamte, ja als Zeitungsredakteure und Pastoren usw. Und diese alle liefern durch ihre Tätigkeit allerdings den Beweis, daß die Mission an ihnen nicht vergeblich gearbeitet hat. Ja, sie helfen selbst mit an dem großen Werk, ihr Volk zu höherer Zivilisation und Kultur zu führen.

II.

Das geistige Kulturgebiet.

Hier müssen wir zunächst kurz der Verdienste gedenken, welche die Mission für die Wissenschaft bei uns hat (vgl. den Aufsatz des Prof. Zöckler: Mission und Wissenschaft. A. M.-Z. 1877, 1 ff.). Das ist eine Bedeutung der Mission, die selbst vielen Missionsfreunden noch nicht genügend zum Bewußtsein gekommen ist, die aber in den betreffenden Fachkreisen längst nach Verdienst gewürdigt wird.

Im Vordergrund steht die Wissenschaft der Sprachforschung. Sie verdankt der Mission ganz besonders viel, weil die Missionare die besten Kenner der Sprachen der Eingeborenen sind. Denn grundsätzlich fordert die evangelische Mission von jedem Missionar, daß er die Sprache des Volkes, unter dem er wirkt, lernt — und zwar so gründlich, daß er nicht nur oberflächlich mit ihnen parlieren, sondern sich ihnen wirklich verständlich machen kann mit der Predigt des Evangeliums. Das ist die erste und wichtigste Arbeit der Missionare in ihrem neuen Wirkungskreis. Wenn sie nach ein- bis zweijähriger Tätigkeit draußen ihr zweites Examen ablegen, dann ist das Hauptfach die Sprache der Eingeborenen. Je länger es aber ihnen vergönnt ist, unter einem Volke zu wirken, um so gründlicher sind die Sprachkenntnisse. Das weisen zur Genüge die mannigfachen Publikationen aus, die in alter und neuer Zeit von Missionaren auf diesem Gebiet veröffentlicht sind. Nur auf einiges aus der neuesten Zeit sei hier

hingewiesen: z. B. auf das Wörterbuch der Kaffernsprache, das D. Kropf, der Senior der Berliner Missionare, herausgegeben hat — oder auf das Tobabatakisch-deutsche Wörterbuch von Lic. Joh. Warneck, dessen Bedeutung schon dadurch genügend gekennzeichnet wird, daß es die holländische Kolonialregierung auf Staatskosten in der Landsdrukkerij in Batavia 1906 hat drucken lassen. Einer der hervorragendsten Sinologen, der noch nicht lange verstorbene Professor Legge in Oxford ist auch von Haus aus Missionar gewesen. Nur weil er als Missionar so Bedeutendes auf dem Gebiet der chinesischen Sprachforschung geleistet hatte, wurde er auf diesen Posten berufen. Alle, die sich mit den afrikanischen, asiatischen oder australischen Sprachen wissenschaftlich beschäftigen, wissen es sehr wohl zu schätzen, was ihre Wissenschaft der Mission verdankt. Die Wissenschaft der Linguistik würde längst nicht solche Fortschritte gemacht haben, wenn sie nicht der gründlichen Forschung der Missionare das reichhaltigste und zuverlässigste Material verdankte, wie das der bekannte Oxforder Sprachforscher Max Müller ausgesprochen hat: „Alle Kenntnisse der Dialekte wilder Stämme verdanken wir hauptsächlich, oft ganz allein der Mission."

Dasselbe gilt von der Wissenschaft der Ethnologie. Es ist doch klar, daß die Missionare für die Erforschung der Völkerkunde viel mehr tun können, als andere Gelehrte. Wenn diese zu diesem Zweck ihre Forschungsreisen machen, so können sie doch unmöglich so tief in Denken und Fühlen dieser Völker eindringen, wie jene, die jahrelang, ja, ihr ganzes Leben lang mit ihnen zusammen wohnen, zu denen sie allmählich immer größeres Vertrauen gewinnen. Wenn die Forschungsreisenden auch nicht im Fluge die fremden Länder durcheilen wie die Globetrotter, so lange wie die Missionare können sie doch nicht unter jenen Völkern sich aufhalten. Vor allem verstehen sie ihre Sprache nicht so gründlich. Weil die Eingeborenen nicht solches Vertrauen zu ihnen haben, werden sie ihnen kaum je ihr geheimstes Denken

und Fühlen anvertrauen. Wie lange Jahre müssen die Missionare nicht erst unter einem Volk wohnen, bis sie soweit sein Vertrauen gewonnen haben, daß man ihnen alles mitteilt: die Märchen und Fabeln, die Anschauungen von Gott und der Welt, von dem Menschen und der Ewigkeit, so daß sie wirklich einen Einblick gewinnen in ihre Sitten und Gebräuche, ihren Aberglauben und ihre Rechtsverhältnisse, und was uns sonst von ihnen wissenswert erscheint. Was die Mission auf diesem Gebiet leisten kann, zeigt das Werk von Jakob Spieth, Missionar der norddeutschen Missionsgesellschaft: „Die Ewe-Stämme, Material zur Kunde des Ewe-Volkes in Deutsch-Togo" (Berlin 1906, Dietrich Reimer. 962 S. Geb. 55 M.). Diese Arbeit hat in den wissenschaftlichen und kolonialen Kreisen Deutschlands berechtigtes Aufsehen erregt. Denn es gibt der Wissenschaft ganz neue Aufschlüsse. Daher haben die deutsche Kolonial-Gesellschaft und die Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amts die Herausgabe mit größeren Beiträgen ermöglicht — auch ein Beweis, wie hoch diese missionarische Leistung gewertet wird.

Um die Verdienste der Mission für die Geographie ins rechte Licht zu stellen, brauchen wir nur an wenige Namen zu erinnern. Missionare waren es, nämlich die Deutschen Dr. Krapf und Rebmann, welche die erste, damals so unglaubliche Kunde von dem Vorhandensein der Schneeberge in Ostafrika nach Europa brachten. Welche Verdienste die jesuitischen Missionare der vergangenen Jahrhunderte für die geographische Erforschung und Vermessung von China haben, ist auch genugsam bekannt. Am bekanntesten aber ist der Name des großen afrikanischen Entdeckers David Livingstone, dessen ganze Entdeckungen der Mission angerechnet werden müssen. Denn nicht nur ist er jahrelang Missionar der Londoner Missionsgesellschaft in Südafrika gewesen. Vielmehr ist er auch später, als er das Band mit der Londoner Mission gelöst hatte, auf allen seinen Reisen bis zu seinem Tode im Herzen

Missionar geblieben und hat all seine wissenschaftliche und Entdeckertätigkeit in den Dienst der Mission gestellt.

Daß die Missionare ebenfalls für die Naturkunde Großes leisten können, liegt klar auf der Hand. Zu einer Zeit, als man für die eigentliche Bekehrungsaufgabe der Mission das Verständnis verloren hatte, d. h. zur Zeit des Rationalismus, als selbst die Missionare Rationalisten waren, z. B. die Boten der hallisch-dänischen Mission, da wußte man wenigstens diese Seite ihrer Tätigkeit zu schätzen. Die Missionare verwendeten viel Zeit und Mühe auf Naturaliensammlungen, Korrespondenzen mit gelehrten Gesellschaften u. dergl. Haben sie somit für ihre eigentliche Missionsaufgabe, die Bekehrung der Heiden so gut wie nichts getan — das ist ja selbstverständlich, wenn sie selbst nicht an den Sünderheiland, den gekreuzigten und auferstandenen Gottessohn, glaubten — so haben sie doch durch diese Tätigkeit eine Kulturarbeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung geleistet.

Aber wichtiger freilich ist uns die Bedeutung, welche die Mission für das geistige Leben und die geistige Entwicklung der Heidenvölker hat.

Auf diesem Gebiet bringt die Mission einen vollständigen Umschwung hervor. Das tritt am deutlichsten in die Erscheinung bei den sogenannten Naturvölkern. Bei denen ist von einer wirklichen Entwicklung und von Fortschritt des geistigen Lebens kaum etwas zu verspüren. Aber sowie die Mission unter ihnen ihr Werk beginnt, wird ein Keim des Fortschritts in sie hineingelegt, der das geistige Leben der Völker aufs tiefste beeinflußt und von Stufe zu Stufe hebt. Das ist aber nicht etwa eine zufällige Entwicklung, sondern hier liegt es am allerdeutlichsten zutage, daß nur von der Mission, nicht aber von irgendwelchen anderen dabei beteiligten Faktoren der geistige Fortschritt ausgegangen sein muß. Denn die Predigt in der Landessprache ist eine der ersten und wichtigsten Grundforderungen der evangelischen Mission. Darum müssen die Missionare ihre Tätigkeit damit beginnen, daß sie die

fremde Sprache lernen. Wer das nicht vermag, der mag sonst vielleicht ein vorzüglicher Mensch und frommer Christ sein, aber zum Missionar ist er nicht geeignet. Auf anderem Wege ist das Sprachen-Problem in der Mission nicht zu lösen. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß die Naturvölker unsere Sprachen lernen. Das kann man wohl von einzelnen Hochbefähigten erwarten, aber nicht von der großen Masse, ebensowenig wie das ganze deutsche Volk Französisch oder Englisch lernen wird, sondern nur eine kleine Auswahl, die durch die höheren Schulen hindurchgegangen ist. Auch der andere Weg, durch Dolmetscher zu predigen, erweist sich auf die Dauer als ungangbar. Er ist höchstens ein Notbehelf für die erste Zeit. Denn bei dieser Methode kann ein Missionar nie wissen, ob das Evangelium in seiner ganzen Wahrheit von seinen Hörern verstanden wird. Vor allem kann er überhaupt kaum persönlichen Verkehr mit seiner Gemeinde pflegen. Und der ist fast noch wichtiger als die Predigt, wenigstens in der ersten Zeit. Wenn die Missionspredigt auf Dolmetscher beschränkt bliebe, würde nie eine wirkliche Christianisierung der Heidenvölker erreicht werden. Daher bleibt der einzige Weg: die Missionare müssen die fremden Sprachen lernen, und zwar möglichst so lernen, daß sie in derselben ebenso frei reden können wie in ihrer Muttersprache.

Wenn die Missionare nun anfangen, das Evangelium in der Landessprache zu predigen, dann offenbart sich alsbald der sprachbildende Charakter des Evangeliums. Man hat gegen die Mission eingewandt, daß den Sprachen der auf tiefer Kulturstufe stehenden Heidenvölker oftmals die Worte für die wichtigsten christlichen Begriffe fehlen. Das ist richtig. Aber die Folgerung, die man daraus zieht, daß eben damit die Wirksamkeit der Mission vergeblich sei, weil jene kein Verständnis hätten für die hohen Wahrheiten des Christentums, ist grundfalsch. Die Missionserfahrungen haben klar und deutlich bewiesen, daß bis jetzt noch jedes Volk, auch wenn es auf einer denkbar niedrigen Stufe der

Bildung stand, fähig war, das Evangelium sich anzueignen, daß noch in jeder Sprache die nötigen Ausdrücke zur Übersetzung aller christlichen Begriffe gefunden worden sind. Das hat viel Nachdenken gekostet, bis die rechten Worte für Buße, Glaube, Gewissen, heiliger Geist, Wiedergeburt u. a. sich einstellten. Erst mußten die Missionare den Leuten die Sache klar machen, um die es sich handelte. Schließlich, nach langem Suchen, fanden sie doch das betreffende Wort, oder es wurde umschrieben oder gebildet.

In diese Arbeit des Suchens und in die Freude des Findens läßt uns ein Artikel des Missionsinspektor Kriele über „die beginnende Freudenernte der Rheinischen Mission auf Neu-Guinea“ (A. M.-Z. 1908, S. 31) einen interessanten Einblick tun. „In dem zweiten Artikel haben sich die Missionare nicht anders helfen können, als den Satz: „von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten“ — folgendermaßen zu umschreiben: „Er wird wiederkommen, und dann wird er den schon Gestorbenen und den noch Lebenden eine Rede halten und danach tun, denen, die Gutes getan haben, eine süße Rede, denen, die Böses getan haben, eine böse Rede.“ — „Oft habe ich, erzählt (Miss.) Hoffmann, einen ganzen Tag vor einem einzigen Wörtchen gesessen und mußte mich abends mit müdem Kopf zur Ruhe legen, ohne zu wissen, was ich an seine Stelle setzen sollte.“ Dann aber auf einmal brachte irgendeine Unterhaltung in ihrem Verlauf zufällig das Gewünschte. Da kam z. B. eines Tages ein Eingeborener zu Hoffmann, und es entspann sich folgendes Gespräch: „Hoffmann, hast du den Herrn Jesum gesehen?“ — „Nein, mein Freund, ich habe den Herrn Jesum nicht gesehen?“ — „Deine Augen haben ihn nicht gesehen?“ — „Nein, meine Augen haben ihn nicht gesehen: aber so wahr die Sonne am Himmel steht, weiß ich, daß der Herr Jesus da ist.“ Der Mann ging nachdenklich weg, kam aber nach einiger Zeit zurück und wiederholte seine Frage. Als ihm Hoff-

mann dieselbe Antwort gab, fing er auf einmal an: „O, Hoffmann, jetzt verstehe ich dich. Deine Augen haben den Herrn Jesum nicht gesehen, aber dein Herz weiß, daß er da ist.“ — Ja,“ sagte Hoffmann, „so ist es, mein Herz weiß und kennt den Herrn Jesum.“ Und als der Mann weggegangen war, fuhr es dem Missionar durch die Seele: „Halt, das gibt einen schönen Ausdruck für glauben,“ und nun ging er hin und übersetzte den 1. Artikel: „Daß der große roté Jehova den Himmel und die Erde gemacht hat, das weiß mein Herz.“ Derselbe Missionar hatte jahrelang nach einem Wort für Sünde gesucht. Unzählige Male hatte er die Leute ausgefragt, immer vergeblich. Er fand mehrere Ausdrücke, aber die trafen nicht den Begriff Sünde. Endlich bei Besprechung der Leidensgeschichte in der Schule kam auf einmal das langgesuchte Wort zum Vorschein. Einer seiner Schüler sollte die Erzählung von den beiden Schächern am Kreuz wiederholen, und zwar in eigenen Worten. Als er an die Stelle kam: „wir empfangen, was unsere Taten wert sind, dieser aber hat nichts Ungeschicktes gehandelt,“ da erzählte er, wie folgt: „Wir werden doch gestraft, wie wir beide es verdient haben. Jesus aber hat keine anjam uné.“ Damit war das Wort gefunden. Es drückte in der Tat aus, was der Missionar sagen wollte.

So werden die heidnischen Sprachen christianisiert und zur Vermittlung des Evangeliums, sowie überhaupt jedes höheren geistigen Lebens fähig gemacht. Das ist eine große Kulturarbeit der Mission.

Aber die Sprachen der Heiden werden durch die Arbeit der Mission nicht nur mit christlichem Gehalt erfüllt, sondern auch zu Schriftsprachen erhoben. Dieser Kulturfortschritt ist vom Standpunkt der Welt aus noch wichtiger als jener. Denn ohne Schrift ist eine Verbreitung von Bildung in einem Volke unmöglich. Wieviel hat aber in dieser Beziehung die Mission getan! Die Missionare haben bisher gänzlich unbekannte Sprachen den Leuten vom Munde abgelauscht. Das ist keine leichte Arbeit, die kaum

verständlichen Laute in Buchstaben und europäische Schriftzeichen zu fassen, sonderlich, wenn sie von unsern Lauten so grundverschieden sind, und ihre Bedeutung festzustellen. Noch schwieriger ist es, die grammatischen Regeln aufzufinden, die oftmals unseren Begriffen über Wort- und Satzverbindung schnurstracks zuwiderlaufen. Eine ganze Reihe von afrikanischen, amerikanischen, asiatischen und australischen Sprachen sind so durch die Arbeit der Missionare Schriftsprachen geworden. Dadurch sind sie geeignete Werkzeuge zur Vermittlung höherer Bildung im Volk geworden.

Der nächste Fortschritt ist nun der, daß die so bereicherte Sprache eine eigene Literatur erhält. Bisher gab es kein anderes Mittel, die alten Volksüberlieferungen fortzupflanzen oder wichtige Ereignisse der Vergangenheit für die Gegenwart und Zukunft festzuhalten als die Mitteilung von Mund zu Mund. Diesem Zustand wird ein Ende gemacht durch die Schaffung einer Schriftsprache. Nun tritt schriftliche Aufzeichnung an Stelle der mündlichen Überlieferung. Aber das würde dem Volke gar nichts helfen, wenn es nicht zuvor lesen gelernt hätte. Zu dieser Kunst hilft die Mission den Heiden durch die Schule.

Die missionarische Arbeit in der Schule ist eine der wichtigsten Tätigkeiten der Mission. Evangelische Missionsarbeit kann gar nicht anders betrieben werden als in Verbindung mit der Schule. Denn die Heiden sollen nicht bloß glauben um der Worte des Missionars willen, sondern es soll ihnen selbst die Möglichkeit geboten werden, sich von der Wahrheit des evangelischen Glaubens zu überzeugen. Das können sie aber nur, wenn sie es machen, wie die Gemeinde in Beröa, welche täglich in der Schrift forschte, ob sich's also verhielte (Act. 17, 11). Dazu wiederum müssen sie erst lesen lernen. So fordert der allgemeine Grundsatz vom Priestertum aller Gläubigen, daß jeder Christ seines Glaubens in freier Überzeugung gewiß sei, daß er in Gottes Wort selbst seinen Heiland finde, mit gebieterischer Not-

wendigkeit die Errichtung von Missionsschulen. Und wir finden tatsächlich auch überall, wo evangelische Missionare an der Arbeit sind, daß sie nicht nur den Erwachsenen das Evangelium predigen, sondern daß sie auch alsbald versuchen, an die Kinder heranzukommen. Das führt von selbst zur Gründung von Schulen.

Man kann freilich manchmal das törichte Gerede hören: die Missionare täten besser, wenn sie Schulen gründen und die Kinder unterweisen wollten, als den Erwachsenen die für sie unverständlichen Lehren des Evangeliums zu verkündigen. Wer so redet, beweist damit, daß er keine Ahnung davon hat, wie es in Wirklichkeit mit der Missionsarbeit bestellt ist. Das ist ja gar kein Gegensatz: entweder den Erwachsenen predigen — oder Schule für die Kinder halten, sondern ein friedliches Neben- und Ineinander. Eins fordert und fördert das andere. Beide Zweige der Missionsarbeit werden eifrig betrieben. Ja, manchen Missionsfreunden erscheint die Schultätigkeit der Mission schon so weit ausgedehnt zu sein, daß darunter nach ihrer Meinung die eigentliche Hauptarbeit der Bekehrung zu kurz kommt. So falsch sind jene Vorwürfe, die wider die Mission erhoben werden. Man vergegenwärtige sich nur einmal die Gesamtleistung der evangelischen Mission für die Schulen. Nach der letzten Statistik (vgl. A. M.-Z. 1907, S. 164 ff.) unterhält die evangelische Mission ziemlich 30 000 Schulen, in denen über $1^1/_4$ Million Schüler unterrichtet werden. Das sind freilich nur trockene Zahlen. Aber nun mache man sich klar, welche Fülle von Arbeit darin ausgesprochen liegt, wieviel Segen dadurch für die Völker gewirkt wird, die keine anderen als Missionsschulen haben, wie sehr ihre geistige Nacht dadurch erhellt wird, und welchen Fortschritt so die allgemeine Bildung jener Völker macht. Wenn wir einen Rundgang um die Erde machten, so würden wir finden, daß kein Volk, unter dem die evangelische Mission arbeitet — und die heutige Mission ist doch im Gegensatz zu der alten und mittelalterlichen

Mission Weltmission und hat ihre Boten bis zu den fernsten Ländern und Völkern gesandt — in dieser Beziehung leer ausgeht. Überall wird fleißig und erfolgreich gearbeitet an der geistigen Hebung der Völker — nicht zum wenigsten durch die Missionsschulen.

Den Hauptvorteil von dieser Schularbeit der Mission haben natürlich die sogenannten Naturvölker, weil dieselben vor der Berührung mit der Mission noch keine Schule hatten, es sei denn, daß in den Kolonialgebieten Regierungsschulen eingerichtet wären. Es würde natürlich zu weit führen, wenn wir uns im einzelnen nach allen den Tausenden von Missionsschulen umsehen wollten. Es wird genügen, wenn wir von dieser missionarischen Schultätigkeit ein Bild geben. Besonders ansprechend ist die Schularbeit, welche die Rheinische Mission in Sumatra unter den Bataks verrichtet.

Die Bataks sind nicht ein reines Naturvolk, sondern standen schon auf einer etwas höheren Kulturstufe, als die ersten rheinischen Missionare im Jahre 1861 zu ihnen kamen. Aber im großen und ganzen ist doch die Missionsschule die einzige Vermittlerin aller Bildung. Besonders erfreulich ist es zu sehen, wie hier ein allgemeines Drängen nach Bildung stattfindet. Die Mission hat hier ein über Erwarten günstiges Feld ihrer Tätigkeit gefunden. Gegen 100 000 Christen und Taufbewerber hat sie schon gesammelt. Und jährlich werden die Scharen größer, die Christen werden wollen. An dieser christentumfreundlichen Bewegung hat die Schule keinen geringen Anteil. Jede der 42 Hauptstationen ist umgeben von einem Kranz von Nebenstationen. Auf allen diesen 380 Stationen hätten die Bataks am liebsten einen europäischen Missionar. Da das aber nicht sein kann, begnügen sie sich auch mit einem eingeborenen Lehrer. Mehr als die kleinen Dorfschulen auf den Filialen, die nur ab und an von den Missionaren besucht werden können, leisten die Schulen auf den Hauptstationen unter der unmittelbaren Leitung der Missio-

nare. Woher aber kommen die vielen eingeborenen Lehrer, die für alle diese Schulen nötig sind? Das ist die erfreulichste Seite an der Batak-Mission: an eingeborenen Helfern hat es unter diesem Volke noch nie gefehlt. Gerade die Lehrer bilden schon einen eigenen Stand, der bei dem Volke sehr angesehen ist. Viele Eltern begehren für ihre Kinder die Ehre, ein Guru, d. i. ein Lehrer zu werden. Sie haben wohl eine ähnliche Stellung wie bei uns der Lehrer in den kleinen Filialdörfern, deren Pfarrer weit weg wohnt. Im Dorf geschieht nichts Wichtiges ohne sie. Bei Festessen erhalten sie das Ehrenstück. Der vor einigen Jahren verstorbene Missionsinspektor Schreiber hatte schon vor 40 Jahren, als er noch Missionar auf Sumatra war, mit ihrer Ausbildung angefangen. Aber das konnte nur in kleinem Maßstabe geschehen. Daher sandte man noch andere Jünglinge auf das bekannte Seminar nach Depok auf Java, auf dem eingeborene Helfer für ganz Niederländisch-Indien ausgebildet werden. Aber das ist doch immer nur ein Notbehelf, die Kinder in die Fremde zu schicken. Das beste ist, wenn sie in der Mitte des eigenen Volkes ausgebildet werden können. Daher hat man ein eigenes Seminar gegründet, das sich jetzt in Sipoholon befindet. Das hat sich im Lauf der Jahre sehr schön entwickelt. Die Seminaristen werden in vierjährigem Kursus unterrichtet. Früher konnten nur alle zwei Jahre 30 Aspiranten aufgenommen werden. Jetzt ist die Anstalt so vergrößert, daß jährlich 30 Aufnahmen erfolgen können. Ja, wird man fragen: Sind denn soviel Jünglinge vorhanden, die sich zur Aufnahme melden? Hier zeigt sich, wie der oben erwähnte Bildungstrieb eine große Förderung des Missionswerkes ist. Jährlich laufen 100 Meldungen ein. Da können die besten ausgewählt werden. Jetzt hat man die Bestimmung getroffen, daß sich nur solche melden dürfen, die sich bereits ein Jahr als Hilfslehrer bewährt haben. Die Anstalt bildet ein stattliches Dorf für sich. Der Unterricht geschieht nach dem richtigen pädagogischen Grundsatz: nicht zu vielerlei! Es

wäre wohl möglich, bei der Begabung der meisten Jünglinge ein größeres Arbeitspensum zu bewältigen. Vielleicht könnte man gar Mathematik und Deutsch in den Lehrplan aufnehmen. Aber damit geschähe der wahren Bildung ein schlechter Dienst. Es ist sicherlich besser, sich auf weniger Kenntnisse zu beschränken, aber diese so gründlich durchzuarbeiten, daß sie innerlich verarbeitet und persönlich angeeignet werden können, als ihnen den Kopf mit allerhand unverdautem Wissensstoff anzufüllen. Die Lehrfächer sind: Religion als Hauptfach, weil die Lehrer zugleich auch Evangelisten sind, dann Rechnen, Geographie, Naturkunde, Zeichnen und Singen. Besonders Musik wird fleißig getrieben. Denn auch für die batakschen Lehrer gilt das bekannte Wort D. Martin Luthers über die Bedeutung der Musik. Bei den vielen geistigen Arbeiten, die von den Seminaristen gefordert werden, ist es nötig, daß man ihnen als Gegengewicht auch körperliche Arbeit zumutet. Daher müssen sie auch bei mancher Arbeit auf dem Felde und in dem Hause mithelfen.

Wenn wir nun nach ihren Leistungen fragen, so ist natürlich nicht zu erwarten, daß alle Vorzügliches leisten. Es wird dort nicht anders sein wie überall: es gibt gute und schwache. Der Durchschnitt ist mittelmäßig. Aber sie tun alle ihre Pflicht und leisten, natürlich unter Leitung des Missionars, Befriedigendes. Ihre Arbeit ist viel anstrengender und vielseitiger als bei unseren Lehrern: 20 Stunden Unterricht, 5 Stunden Taufunterricht. Denn die meisten Filiale sind so weit vom Wohnort des Missionars entfernt, daß derselbe diesen Unterricht unmöglich selbst erteilen kann. 4 Stunden Ältestenschule. Denn diese für das Gemeindeleben so wichtigen Helfer müssen durch besonderen Unterricht über den Standpunkt der Gemeinde hinausgehoben werden. Dann müssen sie Bibelstunde halten, auch die heidnischen Dörfer besuchen, um dem Evangelium dort neuen Boden zu gewinnen. Einmal müssen sie in der Woche auf die Hauptstation zum Missionar, damit sie Anleitung empfangen, besonders für die Wort-

verkündigung. Auch die Trauungen und Beerdigungen sind ihnen anvertraut, ebenso die Krankenbesuche. Wenn sie morgens Schule halten wollen, müssen sie sich erst ihre Schüler zusammentrommeln. Daneben liegt ihnen noch manche Schreibarbeit auf: Schullisten, Gemeindebücher und Chronik führen — die Steuer in Gestalt von Reis eintreiben, bei Bauten zu Materiallieferungen anspornen und selbst mit Hand anlegen, sonst geht es nicht voran. Und für das alles erhalten sie das bescheidene Gehalt von 17—20 M. monatlich.

Aus der Zahl der Lehrer wählt man die zukünftigen Pandita Batak, d. h. die batakschen Pastoren. Diejenigen nämlich, welche sich in ihrer Arbeit in Schule und Kirche am meisten bewährt haben, werden noch einmal zu einem zweijährigen Kursus ins Seminar berufen — nun aber mit Familie. Während der Missionar den Männern Unterricht erteilt, nehmen die Missionarsfrauen sich auch der Frauen noch besonders an. Die sollen auch ihrem Manne eine ebenbürtige Genossin sein. Darum müssen sie auf einem höheren Standpunkt geistlichen Lebens stehen. Sonst bilden sie später für das geistliche Amt ihrer Männer ein Hindernis. Diese Arbeit ist für die Missionare eine besondere Freude. Denn das sind gereifte Männer, die mit ganz anderem Ernst und Eifer an ihr Werk gehen als die jungen Seminaristen. Sie werden unterwiesen in Kirchengeschichte, Bibelkunde, Pädagogik, Naturkunde und Singen. Dazu kommen dann neue theologische Fächer: Exegese des Alten und Neuen Testaments, dogmatische und homiletische Übungen, Aufsätze über biblische und dogmatische Themata. Alle vierzehn Tage haben sie zu predigen. In der Seelsorge, Sonntagsschule und aller Gemeindearbeit helfen sie nach Kräften mit.

Was leisten nun diese eingeborenen Pastoren? Man könnte vielleicht denken: Wenn die Bataks selbst ihre einheimischen Pastoren haben, dann sind die fremden Missionare überflüssig. Die können ihren Fuß weitersetzen und jenen das Feld überlassen.

Das hieße ihre Kraft bedeutend überschätzen. Sie leisten an ihrem Orte ganz Tüchtiges, halten zum Teil ganz vorzügliche Predigten und sind treu in der Verwaltung ihres Amtes. Aber zu ganz selbständiger Amtsführung sind sie noch nicht reif. Besonders fehlt ihnen zur äußerlichen Verwaltung das nötige Geschick und die Umsicht. Bei aller Tüchtigkeit bedürfen sie doch noch des Halts am Missionar gegenüber den Häuptlingen und Gemeinden. Es fehlt ihnen noch vielfach das feste Rückgrat. Ihr Christentum ist noch zu sehr Autoritätsglaube. Es würde eine heillose Verwirrung schaffen, wenn man sie in ganz selbständige Stellungen setzen und ohne alle Oberaufsicht ganz sich selbst überlassen wollte. Aber unter Oberleitung des Missionars sind sie vollständig auf ihrem Posten und verdoppeln und verdreifachen die Tätigkeit des Missionars, dessen Hände und Arme sie genannt werden.

Neben diesem Seminar in Sipoholon ist in den letzten Jahren noch ein zweites in Si Antar am Tobasee eingerichtet worden. Ursprünglich sollte es eine Schule für Häuptlingssöhne sein, um denen eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Bildung zu vermitteln. Aber schließlich muß doch jede solche Arbeit einen praktischen Zweck haben. So ist aus dieser Schule ein zweites Lehrerseminar geworden, entsprechend dem großen Bedürfnis, das sich unter den christlichen wie unter den heidnischen Bataks regt. Aber trotz der großen Anzahl der Zöglinge können doch nicht soviel Lehrer ausgebildet werden, wie man von allen Seiten verlangt.

Nur kurz seien einige Zahlen (in runder Summe) angegeben, aus denen der Umfang dieser Schultätigkeit ersichtlich ist. Die Rheinische Mission unterhält in Sumatra ca. 400 Schulen mit ca. 500 Lehrern, die 20 000 Schüler umfassen, darunter 12 000 Christen, 8000 Heidenkinder. Charakteristisch ist der Prozentsatz der Mädchen. Während 4000 christliche Mädchen die Schule besuchen, finden wir nur 500 heidnische Mädchen — ein deutlicher

Beweis, wie sehr die christliche Familie durch die Mission gefördert ist.

Der Kulturwert dieser Schularbeit steht außer Frage. Nur durch sie wird den Naturvölkern die Möglichkeit eröffnet, an der geistigen Entwicklung der Menschheit teilzunehmen. Die holländische Kolonialregierung hat die Bedeutung dieser Tätigkeit längst nach Gebühr gewürdigt. Wer in den letzten Jahren die holländischen Parlamentsverhandlungen über den Kolonialetat näher verfolgt hat, dem kann es nicht entgangen sein, wie hoch gerade diese Kulturarbeit der Rheinischen Mission sowohl von der Regierung als auch vom Parlament gewertet wird. Diese Wertschätzung findet auch darin ihren Ausdruck, daß die Regierung sowohl bei der Verlegung des Seminars nach Sipoholon, als auch zu den jährlichen Unterhaltungskosten bedeutende Unterstützungen zahlt.

Aber nicht nur bei den Naturvölkern hat die Missionsschule ihre Bedeutung, sondern auch bei den Kulturvölkern.

Das zeigt sich bei den Chinesen gerade jetzt, wo sich eine allgemeine Umwälzung des Schul- und Bildungswesens vor unsern Augen vollzieht. China will mit dem alten System, sich vollständig vom Ausland abzuschließen und nur bei sich selbst in die Lehre zu gehen, energisch brechen und will nun, wie Japan vor einem Menschenalter, europäische Bildung und Wissenschaft sich aneignen. Da ist es wichtig, daß auch die christliche Mission auf dem Platze ist und ihnen christliche Kultur bringt — wichtig für das ganze chinesische Reich, wichtig aber besonders auch für unsere chinesischen Christengemeinden, für die es einen großen Fortschritt bedeutet, wenn nicht modernes Heidentum aus Europa in China eingeführt wird, sondern eine auf christlicher Grundlage ruhende Wissenschaft. Bei der letzten großen Missionskonferenz in Shanghai, die im April/Mai 1907 zum Gedächtnis an den Beginn der evangelischen Mission in China vor hundert Jahren gehalten wurde, haben die Amerikaner einen wahrhaft großartig

gedachten Vorschlag gemacht: durch gemeinsame Anstrengungen der verschiedenen Missionsgesellschaften und der verschiedenen Völker eine christliche Universität in China ins Leben zu rufen. Wenn der Plan wirklich ins Leben tritt, so wird das nicht bloß ein Segen für die Christianisierung Chinas sein, sondern nicht weniger auch ein Kulturfortschritt für das ganze Volk.

Besonders wichtig sind die Missionsschulen in Indien. Ein Missionar war es — und zwar einer der größten — Alexander Duff — der das ganze indische Schulwesen so gestaltet hat, wie es heute ist. Die Missionsschulen empfangen seitdem von der Regierung eine Unterstützung, wenn sie sich den Bedingungen unterwerfen, welche die Regierung festgesetzt hat. Jährlich besucht der Regierungsschulinspektor jede Schule und bestimmt je nach den Leistungen die Höhe des jährlichen Zuschusses. Man hat der Mission zum Teil Vorwürfe daraus gemacht, daß sie sich um des Geldes willen zu sehr von der Regierung in ihren innern Schulbetrieb reinreden und Vorschriften machen läßt. Und es ist nicht zu leugnen, daß dieses ganze sogenannte Grant-System ernste Gefahren in seinem Schoße birgt. Aber die Sache hat doch ihre zwei Seiten. Wenn die Mission in dieser Frage nicht Hand in Hand mit der Regierung geht, wenn sie auf jede pekuniäre Beihilfe verzichtet, dann aber den Lehrplan und die ganze Schularbeit selbständig nach missionarischen Grundsätzen regelt, dann würde sie ganz bedeutend an Einfluß auf das Volksleben verlieren. Denn die Regierung hat bestimmt, daß nur von solchen Schulen aus, die den Regierungsbedingungen entsprechen, die Examina gemacht werden dürfen, welche den Hindus die Anwartschaft auf die so heiß begehrten Regierungsämter eröffnen. Also alle, die vorwärts kommen wollen, müssen eine von der Regierung anerkannte Schule besuchen. Entspricht daher die Missionsschule den Anforderungen der Regierung nicht, so verliert sie die große Masse ihrer Schüler. So würde also bei einem Kampf zwischen den Regierungs- und Missionsschulen nach menschlicher Voraussicht

das der Erfolg sein, daß die Missionsschulen immer mehr in den Hintergrund gedrängt werden. Dadurch würde das Christentum selbst Schaden leiden. Denn die ganze christliche Jugend, die vorwärts strebt, würde so unter den Einfluß des unchristlichen Zeitgeistes kommen, der in jenen Schulen herrscht. Auf der andern Seite muß die Mission aber ängstlich darüber wachen, daß der missionarische Charakter ihrer Schulen durch die Verbindung mit der Regierung nicht leidet. Sie darf es sich nicht verbieten lassen, christliche Religion zu lehren und zur Grundlage alles Unterrichts zu machen. Wenn die Regierung die Missionsschulen in diesem ihrem Lebensnerv angreift, wie sie es eine Zeitlang in Japan versucht hat, dann muß die Mission ihr christliches Gewissen wahren und darf den Kampf nicht scheuen. Und wenn auch die Waffen dabei sehr ungleich verteilt sind, Gott hat der Mission schon in schlimmeren Lagen zum Siege verholfen. Aber solange sie ihren christlichen Charakter frei behaupten kann, mag sie alle die Vorteile, die ihr aus dieser Verbindung zufallen, dankbar hinnehmen. Das ist auch ein Segen, den Gott ihr zuwendet. So kann sie mit Hilfe dieser finanziellen Unterstützung um so mehr Schularbeit treiben. Je mehr Schularbeit aber, um so mehr Segen, ganz sonderlich auch für den Kulturfortschritt. Derselbe macht sich aber nach zwei Seiten besonders bemerkbar. Die Missionsschulen haben nämlich einmal dem weiblichen Geschlecht den Zugang zur Schule verschafft. Nach hinduistischer Anschauung ist das Weib ein so verachtetes Geschöpf, daß es überhaupt nicht zur Schule zugelassen werden darf. Da ist es eine große Tat, daß die Mission diesen Bann gebrochen und Licht in die geistige Nacht des weiblichen Geschlechts in Indien hat hineinleuchten lassen. Nicht minder groß ist das Verdienst der Mission um die untersten Kasten. Die waren früher von aller Bildung und allem Unterricht ausgeschlossen. Wer hätte sich der verachteten und verkommenen Parias annehmen wollen, deren Atem die höheren Kasten event. schon auf ca. 60 Schritt verunreinigte?

Das hat die Mission getan und hat durch ihre Schulen, die allen Kasten offen stehen, diesen Verachteten den Weg frei gemacht zur Bildung und somit auch zur Hebung ihrer sozialen Lebensstellung.

Fassen wir die Kulturbedeutung der Missionsschulen kurz zusammen, so sind uns besonders zwei Gesichtspunkte wichtig. Einmal wird der allgemeine Bildungsstand des Volkes gehoben, vor allem bei den Naturvölkern, denen vorher die Kunst des Lesens und Schreibens noch gänzlich fremd war. Natürlich ist das nicht eine Entwicklung, die sich von heute auf morgen vollzieht. Dazu bedarf es längerer Zeiten. Denn wenn die Mission auch gleich von Anfang an Schulen gründet, so ist doch selbstverständlich alles auf Freiwilligkeit gestellt. Irgendwie einen Zwang zum Schulbesuch auszuüben, ist ganz unmöglich. Und wenn wir daran denken, wieviel Jahrhunderte es bei uns gedauert hat, bis wir uns zu dem Stand geistiger Bildung emporgearbeitet haben, auf dem wir jetzt stehen, dann werden wir uns nicht darüber wundern, wie wenig die Mission bisher auf diesem Gebiet geleistet hat, sondern darüber, wieviel sie in der verhältnismäßig kurzen Zeit vollbracht hat.

Fast noch wichtiger ist die Missionsschule zur Heranbildung eines eingebornen Lehrstandes. Denn der ist das unentbehrliche Rückgrat für die selbständigen Volkskirchen unter den Heiden. Finanzielle Selbständigkeit ist die Vorbedingung dazu. Wenn es aber der Mission nicht gelingt, aus den Besten der Nation eine geistige Elite auszubilden, die später die geistige Leitung und Führung des Volks selbst zu übernehmen imstande ist, so ist ihre Arbeit kaum halb getan. Im Kapland z. B. bringen die Gemeinden der Rheinischen Mission soviel auf, daß die Mission keinen Pfennig mehr aus ihrer Kasse zuzuschießen braucht. Ja, sie unterstützen mit ihren finanziellen Leistungen noch die Ovambo-Mission. Aber es fehlt an eingeborenen Lehrern und Helfern. Das ist im Kaplande wohl erklärlich, wo die Rheinische Mission es nicht mit einer einheitlichen Nation zu tun hat, sondern mit

einer Mischrasse. Will aber die Mission wirklich ihr Ziel erreichen, sich überflüssig zu machen und die Völker, unter denen sie arbeitet, auf eigene Füße zu stellen, dann muß ihr Hauptstreben sein, einen eingeborenen Lehrstand zu schaffen, von dem wir vorhin aus der Batak-Mission erzählten. Auch diese Arbeit, wenn sie wirklich den Völkern zum Segen gereichen soll, muß allmählich geschehen. Man darf nicht mit einem Mal von einem Naturvolk verlangen, daß es Griechisch und Hebräisch lerne und in die Geheimnisse der Mathematik eindringe. Es ist daher nicht zu billigen, wenn in manchen derartigen Seminaren schon Griechisch als Unterrichtsfach eingeführt wird, wie z. B. in Rantschi bei der Goßnerschen Mission. Dafür sind jene Völker noch nicht reif, wie das die Erfolge in Rantschi nach dem eigenen Geständnis des dortigen Seminardirektors, des Missionar Müller deutlich beweisen. Die geistige Entwicklung und Bildung der Völker soll und kann nicht treibhausartig betrieben werden. Vielmehr muß sie Schritt für Schritt erweitert und vertieft werden. Dann werden, langsamer zwar, aber sicherer, auch jene das Ziel erreichen, das wir europäischen Völker erreicht haben, das Ziel geistiger Reife und Selbständigkeit.

Von gleicher Bedeutung für die kulturelle Hebung der Völker wie die Schultätigkeit ist die literarische Arbeit der Mission, die sich beide Hand in Hand arbeiten. Die Schule schafft in einem Volke erst die Möglichkeit für literarische Tätigkeit. Denn ein Volk von Analphabeten weiß mit literarischen Erzeugnissen nichts anzufangen. Andererseits kann aber auch die Schule ohne die Hilfe einer angemessenen Literatur ihre Arbeit nur unvollkommen treiben.

Die literarische Tätigkeit der Mission beginnt nun aber nicht etwa, wie man meinen könnte, mit der Bibelübersetzung. Gewiß wird das Ziel nicht aus den Augen gelassen, dem Volk die Bibel in seiner Muttersprache zu geben. Denn damit bereitet man dem Volk den größten Segen. Die Bibel ist und bleibt der größte

Missionar. Als z. B. sämtliche Missionare aus Madagaskar vertrieben waren, ging die Mission daselbst trotz jahrzehntelanger, blutiger Verfolgung nicht zurück; im Gegenteil, nach Beendigung der Verfolgung zeigte es sich, daß das Christentum viel tiefer Wurzel geschlagen und sich viel weiter ausgedehnt hatte als vorher. Das war der Segen der madagassischen Bibel. Unmittelbar vor ihrer Vertreibung hatten die Missionare die Bibelübersetzung vollendet. Und die Bibel hatte ihre Kraft gerade in den furchtbarsten Verfolgungszeiten bewiesen. Aber falsch wäre es, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, die Bibel möglichst frühzeitig zu übersetzen, womöglich im Anfang der Missionstätigkeit. Erst muß man die Sprache gründlich lernen. Ebensowenig wie wir unsere ersten Leseübungen an der Bibel machen, ebensowenig taugt es, die ersten, naturgemäß noch sehr mangelhaften Sprachversuche auf die Bibelübersetzung zu verwenden. Da würde eine so fehlerhafte Bibel zustande kommen, die vielleicht mehr schaden als nützen würde.

Den Anfang macht man viel besser mit der Fibel. Schon die Fibel ist ein bahnbrechendes Werk. Daran lernt ein Volk die Grundlagen aller Bildung. Je weiter nun die Schultätigkeit fortschreitet, um so mehr Bücher werden nötig. In dieser Beziehung hat die Mission überall unendlich viel geleistet. Es ist ja begreiflich, daß die Mission hauptsächlich religiöse Literatur schafft. So war es im Anfang auch bei uns. Aber wer einmal einen Katalog von alledem durchsehen könnte, was die Mission ihren Pflegebefohlenen an Büchern geboten hat, der würde staunen über die Fülle dessen, was auch an weltlichem Wissen dargereicht wird. Da finden wir in allen möglichen Sprachen Lesebücher und Rechenhefte, Grammatiken und Lexika, Geographie- und Geschichtsbücher — kurz alles, was eine Schule zum Unterricht eines Volkes gebraucht. Aber hiermit ist die literarische Tätigkeit der Mission noch längst nicht erschöpft. Fürs ganze Leben, ist die Mission bestrebt, die Völker mit gesunder, geistiger Kost zu ver-

sehen. Wir haben bei der Schilderung der Industrieschule in Lovedale schon die Presse erwähnt. In vielen Ländern geben die Missionare Zeitungen heraus, meist in den Landessprachen. Diese Preßtätigkeit der Mission liegt noch in den Anfängen. Aber sie wird wachsen und an Bedeutung zunehmen. Und welche Macht und welchen Einfluß die Presse auf das Volksleben auszuüben imstande ist, das liegt bei uns vor aller Augen.

Dazu kommt dann die jährlich wachsende religiöse Literatur, zunächst für das Schulbedürfnis sowohl der Volksschulen, als auch der Seminare: für jene hauptsächlich biblische Geschichtsbücher und der Katechismus, für diese Erklärungen der biblischen Bücher Alten und Neuen Testaments, Kirchengeschichte, dogmatische, ethische und apologetische Werke, endlich auch praktische Theologie. Dann aber auch für das Bedürfnis der Gemeinde. Zu diesem Zweck werden die Perlen der asketischen Literatur übersetzt. So sind Bücher wie Thomas a Kempis, Von der Nachfolge Christi -- oder Bunyans Pilgerreise bereits in sehr viele Sprachen übersetzt. Nicht zu vergessen das Gesangbuch, das wohl in allen heidenchristlichen Kirchen zu finden ist. Begreiflicherweise machen die Missionare den Anfang mit der Übersetzung der heimischen Lieder. Besonders beliebt und am weitesten verbreitet dürften in der deutsch-evangelischen Mission die Lieder Paul Gerhardts sein. Aber je länger, um so mehr werden auch eingeborene Dichter auftreten, die die großen Taten Gottes ganz anders aus der Tiefe des Herzens herausstingen werden als die künstlichen Übersetzungen der Fremden. Und solche Gesänge werden darum auch, wie z. B. die christlichen Badschans in Indien, mit viel größerer Freudigkeit gesungen werden.

Aber natürlich bleibt es für die Mission hier die wichtigste Aufgabe, den Heidenchristen die Bibel zu schenken in ihrer Muttersprache. Wenn man hinreichend Kenntnis der fremden Sprachen besitzt und durch Übersetzung aller jener weltlichen und religiösen Literatur genügende Fertigkeit erlangt hat, dann ist es Zeit

für diese Arbeit. Am besten wird man tun, wenn man zunächst einzelne Teile übersetzt, etwa ein Evangelium oder die Psalmen und so allmählich immer weiter fortschreitet, bis man erst das Neue Testament, endlich die ganze Bibel vollendet hat. Das ist eine Riesenleistung, wenn es gelungen ist, das ganze Wort Gottes einem Volke zugänglich zu machen. Schon mancher Missionar hat seine ganze Lebenskraft und sein bestes Können an diese Arbeit gewandt. Und fürwahr, das ist keine vergebliche Arbeit gewesen. Wir brauchen uns nur zu vergegenwärtigen, welche ungeheure Bedeutung für unser deutsches Volk die Bibelübersetzung von D. Martin Luther gehabt hat, nicht bloß in religiöser, sondern auch kultureller Hinsicht, dann wird es von selbst einleuchten, daß die missionarischen Übersetzungen der Bibel für jene Völker zum mindesten die gleiche, wenn nicht eine größere Bedeutung haben. Und wenn auch diese Bibelübersetzungen manchmal noch recht unvollkommen sind, so sind sie doch wichtige Vorarbeiten für spätere Übersetzungen. So war die erste und im Grunde einzige missionarische Arbeit des Bahnbrechers der evangelischen Mission in China, Robert Morrison, die Bibelübersetzung. Denn eine öffentliche Predigttätigkeit war vor 100 Jahren in China ganz unmöglich. Aber jetzt, nachdem man in hundertjähriger Arbeit der schwierigen chinesischen Dialekte so ziemlich Herr geworden ist, geht man daran, mit vereinten Kräften, indem man aus den verschiedensten Missionsgesellschaften die tüchtigsten Kräfte in eine Kommission sammelt, die alte Bibelübersetzung zu verbessern und eine mustergültige chinesische Bibel zu schaffen.

Es gibt jetzt bereits über 500 Übersetzungen der Bibel, oder wenigstens einzelner Teile derselben (Es ist noch nicht lange her, da waren es nur 300—400). Bei weitem die meisten verdanken ihre Entstehung der Arbeit der Missionare — und der überaus freigebigen Unterstützung der Britischen Bibelgesellschaft, welche mit Freuden in allen Weltteilen den Arbeiten der Mission zum Druck verholfen hat und noch weiter dazu verhilft. Das ist in Wahr-

heit eine Kulturleistung, der sich so leicht nichts ebenbürtig an die Seite stellen kann, was die Kolonialregierungen sonst zur Hebung der Eingeborenen getan haben.

Die Kulturbedeutung dieser ganzen literarischen Tätigkeit kann nicht leicht überschätzt werden. Je länger die Mission an einem Volke arbeitet, je tiefer sie mit ihrer Arbeit in sein Denken und Fühlen eindringt, je größer ihre Erfolge werden, um so mehr wird sich ihre Notwendigkeit und ihr Segen herausstellen. Daß in den ersten Jahren eine Mission sich mehr auf die Predigt des Evangeliums beschränkt, ist klar. Aber wenn sie soweit gekommen ist, daß es ihr nicht mehr genügt, nur „einige Seelen dem Lamme zu gewinnen", sondern daß sie an der Volksbekehrung arbeitet, dann kann sie der Hilfe der literarischen Arbeit nicht entbehren. Je mehr sie aber diese Arbeit in großem Stil treibt, um so mehr wird sie einen Einfluß ausüben können auf das ganze Volk, auch auf diejenigen, die sich ihrer unmittelbaren Einwirkung entziehen. Darum hat auch die vorhin erwähnte Jahrhundert-Konferenz in Shanghai bei aller dankbaren Anerkennung dessen, was bisher die religiösen Traktatgesellschaften Großbritanniens, Amerikas und Kanadas (leider nicht auch Deutschlands) auf diesem Gebiete getan haben, vor allem gefordert, hierzu befähigte Männer für literarische Missionsarbeit freizustellen. Deren Tätigkeit wird auch der eigentlichen Missionsarbeit zugute kommen, noch mehr aber der kulturellen Hebung jener Völker.

III.

Das sittliche Kulturgebiet.

Wenn man von Kultur spricht, so denkt man gewöhnlich an die bisher behandelten Gebiete des materiellen und geistigen Lebens. Und daß die Mission hier Großes zuwege gebracht hat zur kulturellen und zivilisatorischen Hebung der Völker, das kann gegenüber dem erdrückenden Beweismaterial, von dem wir in den beiden vorherigen Abschnitten nur einige Andeutungen gegeben haben, nur Unkenntnis oder böser Wille leugnen. Aber alle diese wahrhaft großartigen Leistungen würden einem Hause gleichen, das auf Sand gebaut ist und bei jeder Gelegenheit in Gefahr steht einzustürzen, wenn nicht diese Hebung des materiellen und geistigen Lebens durch eine Erneuerung des sittlichen Lebens ihre feste Grundlage empfinge. Darum ist die Arbeit an der sittlichen Erneuerung der Heidenwelt unter allen Kulturaufgaben der Mission die wichtigste, weil fundamentalste.

Dieser Anschauung steht schnurstracks gegenüber jene andere, die in den Wilden harmlose Naturkinder sieht, die doch bessere Menschen sind, als wir, die da meint: die sogenannten Naturvölker ständen noch heute auf dem ursprünglichen Standpunkt der Urzeit.

Als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Südsee mit ihren tausend und aber tausend Inseln und Inselchen entdeckt wurde, kamen die Entdecker zurück mit der frohen Botschaft: Wir haben ein Paradies gefunden! Die Natur von entzückender

Schönheit, das Klima so milde, der Erdboden so fruchtbar, daß er mühelos seine überreichen Gaben den Bewohnern spendet — und die Menschen selbst, so unschuldig und harmlos, die reinen Kinder. Alles in allem ein Bild ungetrübten Glücks, ein wahres Paradies auf Erden! Wie grundfalsch diese ganze Anschauung ist, mußte James Cook, der Entdecker jenes Paradieses, an sich selbst erfahren, als ihn die Kanakas auf Hawaii, diese vermeintlichen Naturkinder, erschlugen, sein Fleisch als Götzenopfer verbrannten und sein Herz verzehrten. Alle, welche ohne Voreingenommenheit den sittlichen Zustand der Heidenwelt betrachten, so wie er wirklich ist, müssen bekennen, daß jene Ansicht auf einem gefährlichen Irrtum beruht. Nicht die angeborene, menschliche Güte kommt bei ihnen zum Vorschein, sondern die Macht der Sünde. Der sittliche Zustand der Heidenwelt ist so, wie ihn St. Paulus Röm. 1 wahrheitsgetreu schildert. Da entwirft uns der Apostel ein trauriges Nachtgemälde menschlicher Sünde und Versunkenheit. Als die Menschen aus Gottes Schöpferhand hervorgingen, da waren sie in Wirklichkeit noch jene unschuldigen Naturkinder. Aber sie haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in das Bild der Kreatur verwandelt. Darum hat sie Gott dahingegeben, hat Sünde mit Sünde gestraft. So sind sie von Stufe zu Stufe gesunken, bis sie auf den Standpunkt gekommen sind, auf dem wir sie heute sehen. Diesen sittlichen Tiefstand des Heidentums zu heben, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Mission. Damit leistet sie aber zugleich auch eine große Kulturarbeit. Denn sie schafft dadurch die sittliche Grundlage, auf der allein Kultur und Zivilisation gedeihen und bestehen können.

Wie arbeitet die Mission auf diesem Gebiet, um zu gesicherten Ergebnissen zu gelangen? Es ist der alte Weg, von innen nach außen. Es genügt nicht, gewisse Sünden und sittliche Schäden zu verbieten oder unmöglich zu machen. Vielmehr ist die Hauptsache: zuerst eine neue Gesinnung in die Herzen zu

pflanzen. Wenn das gelingt, — und es gelingt erfahrungsmäßig nur durch den Glauben an Christus — dann kann es nicht fehlen, daß aus der neuen Gesinnung, sozusagen mit Naturnotwendigkeit, eine neue Gesittung erwächst. Darum bleibt die evangelische Mission bei ihrer alten Methode und predigt den Heiden Christus, den Erlöser von aller Sünde. Wo der im Glauben angenommen ist, da wirkt er nicht bloß im äußerlichen Leben einen vollständigen Umschwung (vgl. Abschnitt I), sondern vor allem auch auf dem Gebiet der Sitte und Sittlichkeit. Da müssen die alten, rohen Anschauungen und wilden Sitten und Gebräuche, die sich mit dem Glauben an Christus nicht vertragen, allmählich weichen. Der christliche Glaube duldet sie nicht mehr. Er schafft ein neues, durch Christus geheiligtes Leben. Das zeigt sich auf allen Gebieten des persönlichen und Gemeinschafts-Lebens, der Familie, der bürgerlichen Gemeinde und des Staates. Das zeigt sich auf allen Missionsfeldern, auf denen die Mission mit ihrer Predigt des Evangeliums wirklich durchgreifenden Erfolg gehabt hat. Dem christlichen Glauben folgt die sittliche Erneuerung auf dem Fuß.

Wie das geschehen ist und nach christlichen Grundsätzen geschehen mußte, wollen wir jetzt versuchen, uns im einzelnen klar zu machen.

Die grundlegende Tatsache ist hier die, daß die Mission dem Heidentum die Anerkennung der Menschenwürde bringt. Die fehlt den Heiden gänzlich. Von einer angeborenen Menschenwürde weiß der Heide nichts. Wer die Macht hat, tritt den andern vollständig zu Boden, unbekümmert um seine etwaigen Menschenrechte. Diesem Zustand macht die Mission ein Ende. Denn der Christ sieht den Nächsten in ganz anderem Lichte an als der Heide. Er sieht auch in dem am tiefsten gesunkenen Menschen doch eben einen Menschen, der geschaffen ist nach dem Ebenbild Gottes und erlöst durch das Leiden und Sterben unseres Hei-

landes Jesu Christi. Wohl wird gerade dieser Umstand vielfach benutzt, um einen neuen Stein auf die Mission zu werfen. Man tut so, als ob in dem Vordergrund der Missionspredigt die allgemeinen Menschenrechte ständen, als ob die Mission ihre Schutzbefohlenen gegen ihre Herren, die europäischen Völker, aufhetzen wollte und ihnen die lächerliche Einbildung beibringen: Wir Farbigen stehen in alle Stücken den Weißen gleich. Selbstverständlich ist die Mission nicht so töricht. Gewiß predigt sie den Heiden: Vor Gott sind wir Menschen alle gleich. Die Negerseele gilt ihm nicht weniger als die Seele des hochgebildeten Europäers. Aber im menschlichen Leben gibt es noch viele Unterschiede — auch zwischen den zivilisierten und unzivilisierten Völkern. Diese gleichen den Kindern. Kindern aber räumt man nicht dieselben Rechte ein wie den Erwachsenen. Erst müssen sie erzogen werden. Genau so macht es die Mission mit den sogenannten Naturvölkern. Sie erzieht sie erst. Dazu aber bedarf es neben der Liebe des Evangeliums auch der Strenge des Gesetzes. In allen Dingen den Schwarzen gleiche Rechte gewähren wie den Weißen, das würde der sicherste Weg sein, sie recht hochmütig zu machen und gründlich zu verderben. Aber sie erst allmählich zur Freiheit erziehen, so lange aber, bis sie die innere Freiheit in Christus erlangt haben, sie unter das Gesetz stellen als unter einen Zuchtmeister auf Christum, das ist die Art der evangelischen Missionsarbeit. Ob dabei der nackte Egoismus der weißen Kolonisten auf seine Kosten kommt oder nicht, ist erst eine zweite Frage. In erster Linie steht der Mission immer das Wohl der Eingeborenen. Denen verkündigt sie als eine edle Gottesgabe die Anerkennung ihrer allgemeinen Menschenwürde.

Zwei Punkte müssen wir hier hervorheben, die diese Segensarbeit der Mission in ein besonders helles Licht stellen. Das betrifft

1. die Sklaverei und den Sklavenhandel,
2. die Hebung des weiblichen Geschlechts.

1. Die Sklaverei und der Sklavenhandel.

Die Verdienste, welche die Mission sich um die Beseitigung der Sklaverei und des Sklavenhandels erworben hat, fallen zu sehr ins Auge, als daß sie übersehen werden könnten. Natürlich kommt es uns nicht in den Sinn, der Mission allein das Verdienst zuzuschreiben. Unvergessen ist, was die politischen Mächte, sonderlich das englische Volk dafür getan haben. Das ist gewiß, wenn nicht die Macht des Staates dahintergestanden hätte, dann hätte die Mission allein nicht so bald zum Ziel kommen können. Aber alle diese Einschränkungen beeinträchtigen das Verdienst nicht, das die Mission in dieser Beziehung hat. Als der Kampf um die Befreiung der Sklaven die Gemüter bewegte, in der Zeit vor hundert Jahren, da waren besonders die Missionsfreunde die treibenden Kräfte in diesem Kampf und die unermüdlichen Vorkämpfer, die nicht eher ruhten, als bis sie ihr Ziel erreicht hatten. Daß die Sklaven freigelassen wurden, ehe sie für die Freiheit reif waren, ist richtig; nicht minder, daß dieselben, berauscht von dem unerwarteten Glück der Freiheit, nicht immer die rechte Anwendung davon machten. Aber das war nicht die Schuld der Mission, sondern die Folge der allgemeinen Erbitterung, mit der dieser Kampf hüben und drüben geführt wurde. Dadurch wurde es unmöglich gemacht, daß in pädagogischer Weise erst die nötigen Voraussetzungen für eine segensreiche Emanzipation geschaffen wurden, ehe die endgültige Freiheit zur Durchführung kam. Wem aber das Hauptverdienst an diesem Werk edler Humanität gebührt, das zeigen klar und deutlich die maßlosen Anfeindungen, welche die Mission in jener Zeit von den Sklavenhaltern und allen Begünstigern der Sklaverei erfahren haben. Der Missionar van der Kemp in Südafrika z. B. hat wegen seiner Bemühungen für die unterdrückten Hottentotten-Sklaven viel Verfolgung erdulden müssen. Ja, sein Leben stand deshalb mehr als einmal in Gefahr. Am bekanntesten sind die Vorkämpfer für die Sklavenbefreiung in Jamaika, die Baptisten-Missionare Thomas

Burchell und William Knibb. Mögen sie auch, besonders der letztere, in der Leidenschaft des Kampfes zu weit gegangen sein, so daß nicht alles gebilligt werden kann, was sie getan haben, so dürfen wir es ihnen doch nicht vergessen, daß sie ihr Leben im Dienst dieser großen Sache dahingegeben haben, — sie starben beide infolge der übermenschlichen Anstrengungen in jungen Jahren — und daß sie es in erster Linie waren, die dem Werk der Sklavenemanzipation zum Siege verholfen haben. Was der große Missionar und Afrikaerforscher David Livingstone getan hat, um „diese offene Wunde der Welt zu heilen," kann hier nicht im einzelnen beschrieben werden (vgl. seine Lebensbeschreibung von D. Blaikie. Gütersloh 1881, C. Bertelsmann). Aber erinnert sei an die Sklavenfreistädte, welche die Mission im Westen und Osten von Afrika errichtet hat: dort Freetown an der Sierra-Leone-Küste, hier Freretown bei Mombasa. Das Verbot des Sklavenhandels wäre ein Schlag ins Wasser gewesen, wenn nicht die englischen Kriegsschiffe in allen Meeren Jagd auf die Sklavenschiffe gemacht hätten. Aber ebenso wären diese großartigen Anstrengungen des englischen Volkes gänzlich umsonst gewesen, wenn die Mission ihm nicht bei seinem edlen Werk geholfen hätte. England konnte wohl durch seine Macht und seinen Reichtum den Sklaven die äußere Freiheit schenken, aber nicht die innere Freiheit. Um sie dazu zu erziehen, brauchte es die Hilfe der Mission. Wenn die den Sklavenhändlern abgejagten Sklaven einfach dort an Land und in Freiheit gesetzt wären, von wo sie stammten, so hätte ihnen das nicht viel genützt. Sie würden wohl bald wieder einem andern Sklavenjäger in die Hand gefallen sein. Da trat die Mission mit jenen Freistätten ein. Dorthin wurden die befreiten Sklaven abgeliefert. Dort wurden sie christlich erzogen. Tausende sind so nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich frei geworden durch den Glauben an den, der uns alle frei gemacht hat. Nur ein Name sei hier besonders genannt: Samuel Crowther, der als Knabe in Gefangenschaft und Sklaverei geführt,

dabei aber durch ein englisches Kriegsschiff befreit wurde, der dann in Freetown durch die Arbeit der Mission nicht bloß ein Christ, sondern später nach gründlicher Ausbildung in England Geistlicher, endlich gar Bischof am Nigerfluß geworden ist und so große Verdienste sich erworben hat, daß eine englische theologische Fakultät ihn zum Doktor der Theologie ernannt hat. — Die Basler Mission an der Goldküste hat die Befreiung der dortigen Sklaven selbst in die Hand genommen ohne jede finanzielle Unterstützung seitens der Regierung. Das war gewißlich nicht leicht. Denn wenn die persönliche Freiheit auch für unsere Begriffe eins von den menschlichen Grundrechten ist, so waren die Sklaven doch nun einmal Eigentum ihrer Herren geworden. Und es geht nicht an, eine geschichtliche Entwicklung von Jahrhunderten mit einem Federstrich zu beseitigen. Denn das widerspricht auch dem Rechtsbewußtsein, den bisherigen Besitzern ohne weiteres ihr Eigentum wegzunehmen. Nach langen Verhandlungen wurde schließlich bestimmt, daß jeder christliche Sklavenhalter seinen Sklaven einen Freibrief ausstellen mußte. Das dazu nötige Geld wurde vorgestreckt. Die Sklaven aber mußten die Summe allmählich abverdienen. So schien ein befriedigender Ausgleich geschaffen zu sein zwischen dem Recht der Herren an ihr Eigentum und dem Recht der Sklaven an ihre persönliche Freiheit. Und doch verlief die Sache nicht so glatt. Mancher Christ, der sich nicht fügen und seinen Sklaven keinen Freibrief ausstellen wollte, mußte aus der christlichen Gemeinde ausgeschlossen werden. Denn die Sklaverei ist zu sehr mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes und dem ganzen Volksleben verwachsen, als daß sie sich so leichter Hand hätte ausrotten lassen. Aber schließlich kam man doch zum Ziele. Es siegte das christliche Rechtsbewußtsein über das heidnische, die Macht des Fortschritts über die Macht der alten Sitte. — Zum Schluß noch ein Bild aus der letzten Zeit — ein Zeichen, wie tief diese christlichen Gedanken von der allgemeinen Menschenwürde, die keine Sklaverei duldet, bis in das Herz des

finstern Erdteils gedrungen sind (vgl. Allg. Miss.-Zeitschr. 1907, Beibl. S. 53). Am 16. Juli 1906 hat Levanika, der König der Barotse am Sambesi, alle Sklaverei in seinem Lande aufgehoben. Es war eine große Volksversammlung in der Hauptstadt Lealuyi. Da verlas der Missionar Adolf Jalla von der Pariser Missionsgesellschaft im Beisein eines englischen Beamten die königliche Bekanntmachung, die mit den Worten schließt: „Wir haben diese Gesetze erlassen in dem Vertrauen, daß die Sklaverei in unserm Lande aufhören wird. Unser Wille ist, daß dem Tausch und dem Verschenken menschlicher Wesen ein Ende gemacht wird, wodurch ein Vater von seiner Familie, ein Mann von seiner Frau, eine Mutter von ihren Kindern getrennt werden könnte." Freilich der Mann, der die Hauptarbeit hierbei getan, François Coillard, weilte nicht mehr unter den Lebenden an diesem großen Tage. Aber die Mission und die Kultur dürfen ernten, was jener in seinem an Mühe, aber auch an Erfolg so reichen Leben gesäet hat.

2. Noch bedeutender ist, was die Mission getan hat für die Hebung des weiblichen Geschlechts.

Man hat gesagt: das weibliche Geschlecht verdankt Christo eine doppelte Erlösung: einmal die allgemeine Erlösung von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels, dann aber noch mehr von der unwürdigen Knechtschaft, in der das Weib von dem Manne gehalten wurde. Die tatsächlichen Verhältnisse bestätigen die Wahrheit dieses Wortes, wie aus dem Werk des Freiherrn v. Schweiger-Lerchenfeld: „Das Frauenleben der Erde" (A. Hartlebens Verlag, 1881, vgl. Allgem. Miss.-Zeitschr. 1881, Beibl. S. 49 ff). ersichtlich ist. Derselbe schildert darin die Stellung der Frau bei den verschiedenen Völkern. Er ist weit entfernt, der Mission ein Loblied anzustimmen. Kaum, daß er ganz flüchtig einmal ihre Verdienste in dieser Beziehung erwähnt. Er steht zur Mission wie die Kinder der Welt, die sich nicht gern mit solchem pietistischen Werk näher befassen. Und doch wird

seine Schilderung zu einer ungewollten Verteidigung der Mission und sonderlich ihrer Kulturbedeutung bezüglich der Hebung des weiblichen Geschlechts. Denn was er wahrheitsgemäß schildert, das ist bei den heidnischen und mohammedanischen Frauen ihre gänzlich menschenunwürdige Stellung: die Frau ist nicht die ebenbürtige Genossin und Gehilfin des Mannes, sondern seine Sklavin, ohne alle Bildung, ohne jedes Recht, ganz der Willkür ihres Gebieters preisgegeben. Dem gegenüber erscheint der Zustand der Frauenwelt in der Christenheit im hellsten Licht. Wodurch aber dieser Umschwung herbeigeführt ist, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Das ist allein durch die Predigt des Evangeliums geschehen, das die Frau als gleichberechtigte Gefährtin des Mannes anerkennt. Denn nur in christlichen Ländern finden wir die Lage des weiblichen Geschlechts so gehoben.

Daß bei den Naturvölkern die Frau so unterdrückt wird, kann uns nicht wunder nehmen. Da herrscht eben die rohe Gewalt. Darum wird das Weib geknechtet, weil es dem Manne an Kraft unterlegen ist. Aber selbst bei den sogenannten Kulturvölkern finden wir es genau ebenso — am traurigsten vielleicht bei den Hindu in Indien. Für das Weib besteht da nur eine Pflicht, nämlich zu gehorchen, als Kind dem Vater, als Gattin dem Manne, als Witwe dem ältesten Sohn. Aber nie hat sie ihren eigenen freien Willen. Immer ist sie dem Manne unterworfen, der nach Willkür über sie herrscht. Mit der Geburt beginnt ihr Elend. Denn nicht mit Freuden wird sie begrüßt, sondern mit Verwünschungen, weil sie nicht als Knabe geboren ist. Um ihre Erziehung sich zu kümmern, ist nicht notwendig, auch nicht in den vornehmen Familien. Ein Weib braucht nicht nur nichts zu lernen, sondern darf es nicht einmal nach dem, was wir oben erwähnt haben. Denn ihre heiligen Religionsbücher würden entweiht werden, wenn ein Blick des Weibes auf sie fiele. Es ist daher erklärlich, daß ihre ganze Zeit nur mit Putz und allerhand Tand ausgefüllt ist. Für nichts Höheres hat sie

Sinn. Ihr ganzes Tichten und Trachten ist nur darauf gerichtet, sich zu schmücken. Mit ihrer Verheiratung wird ihr Los nicht etwa günstiger. Sie gerät nur von einer Knechtschaft in die andere. Schon in den allerersten Lebensjahren wird sie dem verlobt, der am meisten für sie bezahlt. Und wenn auch die eigentliche Verheiratung erst später erfolgt, so gilt sie doch rechtlich von dem Augenblick ihrer Verlobung an als Frau ihres Verlobten und, wenn derselbe vor der Hochzeit stirbt, als dessen Witwe. Viele Tausende von Kindern gibt es daher in Indien, die bereits Witwen sind. Das Geschick der Witwen aber ist das trostloseste, das man sich denken kann. Auf ihr ruht die allgemeine Verachtung, weil man ihr die Schuld am Tode ihres Mannes beimißt, den sie womöglich gar nicht gekannt hat. Daher kommt es, daß viele Witwen die in der heidnischen Zeit übliche Witwenverbrennung dem für sie unausweichlichen Leben in Schande vorzogen. Denn nur durch diesen freiwilligen Tod konnte sie das Unrecht sühnen, das darin bestand, ein Weib zu sein. In der Ehe aber wird ihr ihr Sklavenlos täglich zum Bewußtsein gebracht. Sie darf nicht mit ihrem Manne zusammen essen. Erst muß sie ihn und die erwachsenen Söhne bedienen. Dann darf sie sich von dem sättigen, was jene übrig lassen. Die tiefste Erniedrigung aber bedeutet für sie die Vielweiberei, die wir über die ganze Erde hin bei Mohammedanern und Heiden finden. Der Reiche kauft sich soviel Frauen, als er eben bezahlen kann. Dadurch wird die Frau das Eigentum des Mannes, der mit seinem Besitz schalten kann nach Belieben. Es fehlt freilich auch bei uns nicht an Stimmen, die der Polygamie das Wort reden und sie in einem idealen Licht ansehen. Wer es aber beobachtet hat, wie tief dadurch das Weib entwürdigt wird, wie dadurch das Haus, das ein Paradies auf Erden sein soll, zur Hölle wird, der weiß auch, welcher Dank dem gebührt, der mithilft, diese Pestbeule am Leibe der Menschheit zu beseitigen.

Diesen Dank hat in erster Linie die Mission sich verdient. Was sie getan ganz im allgemeinen zur Hebung des weiblichen Geschlechts, und besonders zur Abschaffung der Vielweiberei, das ist ein Ruhmestitel, für den das ganze weibliche Geschlecht auf Erden nicht dankbar genug sein kann. Es ist wohl wahr, daß die Ansichten der Missionsleute bezüglich des Problems der Polygamie noch nicht einig sind. Früher hielt man es für selbstverständlich, daß alle, die Christen werden wollten, alle Frauen entlassen mußten, die sie mehr als eine hatten. Wer dieses Opfer nicht bringen konnte, der wurde nicht in die Christengemeinde aufgenommen. Neuerdings kommt eine andere Richtung auf. Die hält jene Praxis nicht allein für zu streng, sondern für unrecht. Denn sie sieht in der Polygamie eine rechtliche Form der Ehe. Das ist sie nach heidnischer Anschauung auch ohne Frage. Darum soll die christliche Gemeinde nicht berechtigt sein, einem Polygamisten, der sonst den Anforderungen des Evangeliums entspricht, nur aus dem Grunde, weil er im Stande der Unwissenheit mehrere Frauen geheiratet hat, die Aufnahme zu verweigern. Es soll dem in der Christenheit wirksamen Geist Christi überlassen bleiben, diesen Schaden selbst auszutilgen. Wir können uns hier auf eine nähere Untersuchung dieser schwierigen Frage nicht einlassen. Für unsere Betrachtung ist es auch nicht nötig. Denn beide Richtungen verfolgen dasselbe Ziel: Beseitigung der Vielweiberei. Nur bezüglich des Weges, wie jenes Ziel am besten zu erreichen ist, sind sie sich noch nicht einig. Aber daß die Polygamie selbst aufhören muß, das steht fest. Daran arbeitet die Mission mit allem Fleiß — und nicht ohne Erfolg. Es ist doch schon etwas, daß in den nach Tausenden zählenden Christengemeinden die Vielweiberei tatsächlich — vielleicht bis auf wenige Ausnahmen, überwunden ist. Allerdings eine vollständige Abschaffung wird, da die Kolonial-Regierungen nicht dagegen einschreiten können, erst möglich sein, wenn die Mission den endgültigen Sieg über Heidentum und Islam davongetragen haben wird. Unter-

dessen aber arbeitet die Mission an der Hebung des weiblichen Geschlechts und erweist dadurch jenen Ländern, auch wenn nicht alsbald das Christentum zur Annahme gelangt, eine große Wohltat und hilft ihnen zu einem segensreichen Fortschritt. Denn jede Hebung des weiblichen Geschlechts wird der künftigen Generation zugute kommen.

Was kann nun die Mission in dieser Beziehung tun? Das Wichtigste ist, daß sie Missionarinnen aussendet. Damit sind aber nicht etwa die Frauen der Missionare gemeint. Die werden natürlich, soviel sie können, ihren Männern in der Missionsarbeit, sonderlich an dem weiblichen Geschlecht, helfen. Aber ihre erste Pflicht bindet sie an Haus und Familie. Darum ist es ihnen unmöglich, so, wie sie gern möchten, sich an der Missionsarbeit zu beteiligen. Aus diesem Grunde bedarf es noch besonderer Misionarinnen. Deren Mitarbeit kann die Mission heute nicht mehr entbehren. Denn in der gesamten islamitischen Völkerwelt und weithin in der Heidenwelt ist es für einen Mann ein Ding der Unmöglichkeit, mit seiner Arbeit die Frau zu erreichen. Wie streng die Mohammedaner in dieser Sache sind, ist ja bekannt. Aber auch die Senanas (d. h. Frauengemächer) der Hindu sind den Männern unbedingt verschlossen. Eher würde eine Hindufrau die schrecklichsten Qualen und Krankheiten, ja, den Tod erdulden, ehe sie sich von einem Arzt behandeln ließe. Wenn wir also nur Missionare ausschicken, so erreicht die Predigt des Evangeliums bei vielen Völkern unmöglich das weibliche Geschlecht. Aber die Frau soll doch nicht ausgeschlossen sein vom Christentum und seinen Segnungen. Darum müssen wir ihnen Frauen und Jungfrauen schicken, die den Weg finden zu den Herzen der heidnischen und mohammedanischen Frauen und Mädchen. Die sogenannte Senana-Mission in Indien hat, obwohl sie noch in den Anfängen steht, die erfreulichsten Erfahrungen gemacht. Häuser, die bisher jedem europäischen Einfluß streng verschlossen waren, haben sich den Missionarinnen willig geöffnet. Was der Mann nie erreicht

haben würde, der Frau gelang es beim ersten Angriff: d. h. natürlich nicht, daß infolge dieser weiblichen Mission die Frauen nun mit einem Mal in großen Scharen sich zum Christentum bekehren. Es ist zunächst schon viel erreicht, wenn diesen Pionieren des Christentums wenigstens Einlaß in die so streng verschlossenen Frauengemächer gewährt wird. Und das geschieht im vollsten Maße. Natürlich können unsere Missionarinnen bei ihren Senana-Besuchen nicht bloß vom Evangelium reden. Sie sind ja die ersten Boten einer ganz anderen Welt, die zu diesen armen, gefangenen Geschöpfen gelangen. Da ist es erklärlich, wenn Neugier und Wißbegier sich regen und Belehrung über alles verlangen, was in Europa lebt.

Der Wert dieser Senanamission darf nicht nach der Zahl der Bekehrungen bemessen werden, die sie bewirkt. Dieser unmittelbare Missionserfolg steht vielfach in keinem Verhältnis zu den Mühen und Aufwendungen, die dafür gemacht werden. Aber vergeblich ist die Arbeit darum nicht. Schon das ist ein großer Gewinn, daß auf diese Art fremde, christliche Einflüsse in das Familienleben dringen. So wird allmählich das ganze Leben der Hindu unterminiert. So dringt zum erstenmal Licht in die bisherige Nacht des weiblichen Lebens. So werden allmählich neue sittliche Anschauungen gepflanzt. So wird das Werk der Christianisierung und des kulturellen Fortschritts, langsam zwar, aber um so sicherer, vorbereitet.

Außer dieser Senana-Mission treiben die Missionarinnen in der Hauptsache noch eine doppelte Arbeit: zunächst ärztliche Mission. Es sind schon Hunderte von weiblichen Missionsärzten draußen tätig. Gerade diese Tätigkeit ist eine besonders erfolgreiche Arbeit zur Zerstörung der heidnischen Bollwerke des Aberglaubens und zur Gewinnung des Vertrauens der Leute. Und wenn erst das Vertrauen gewonnen ist, dann kann es auch an Erfolg nicht fehlen, und zwar an Erfolg für das Christentum, sowie für die Zivilisation.

Endlich sind die Missionarinnen noch tätig in Findel- und Waisenhäusern bei der Erziehung und dem Unterricht der Kinder, besonders der Mädchen. Da sind sie ja in ihrem eigentlichen Element. Wie viele Tausende von Kindern sind durch diese treue Arbeit schon dem Tode und der Verkommenheit entrissen und durch christliche Erziehung zu nützlichen und brauchbaren Menschen erwachsen! Wieviel Segen aber ist von ihnen wieder ausgegangen zur Erneuerung des Volkslebens, wenn sie nun christliche Frauen und Mütter geworden sind, oder wenn sie an der Seite ihrer Lehrmeisterinnen mithelfen an diesem edeln Werke der Volkserziehung!

Um den Fortschritt auf dem sittlichen Gebiet im einzelnen noch näher zu beleuchten, sei weiter darauf verwiesen, wie segenbringend die Mission gewirkt zur Heilighaltung des Menschenlebens, der Ehe und des Eigentums.

Zunächst zur Heilighaltung des Menschenlebens.

Wo kein Mensch seines Lebens sicher ist, wo jeder nach Willkür verfährt, und der Stärkere den Schwächeren entweder totschlägt oder ausraubt, da fehlt jede Grundlage zu irgendwelchem kulturellen Fortschritt. Da herrscht Krieg aller gegen alle. Der nimmt so sehr aller Denken und Sinnen in Anspruch, daß die Menschen nicht am allgemeinen Fortschritt arbeiten können. Nun liegt es aber vor aller Augen, daß überall in der Heidenwelt das Menschenleben nicht heilig gehalten wird. Die Unsicherheit für Leib und Leben ist einer der Grundschäden, an denen Afrika krankt. Wie furchtbar war die Schilderung der Greuel, welche die beiden Missionare Ramseyer und Kühne nach ihrer vierjährigen Gefangenschaft in Kumase, der Hauptstadt von Ashante, von den Menschenschlächtereien und Opfern machten! Wie haben jene Kaffernkönige Tschacka, Dingane u. a. im Blut gewatet! Überall, wohin sie auf ihren Raubzügen kamen, waren die Wege durch Blut und Leichen gezeichnet. Beim Tode des Herrschers

mußten Hunderte, ja tausend Menschen ihr Leben lassen, damit jener in der Unterwelt genügende Bedienung hätte. Bei den geringsten Vergehungen wurden die Untertanen hingerichtet, oder ihnen Nase, Mund oder andere Glieder abgeschnitten. Nicht geringer war das Morden in der Südsee, ehe die Mission dorthin kam. Zwischen den einzelnen Inseln herrschte beständig Krieg. Eine weit verbreitete und hoch angesehene Gesellschaft der Areois tötete sämtliche Kinder, die ihnen geboren wurden. Mit einem feierlichen Eide mußten sich die Mitglieder bei ihrer Aufnahme dazu verpflichten. Dazu der scheußliche Kannibalismus, der die Menschen mit wilder Gier nach Menschenfleisch als nach einem Leckerbissen erfüllte — wieviel Jammer und Elend hat er nicht über jene Inseln gebracht! Unter diesen Verhältnissen war es erklärlich, daß die Bevölkerung jener Inseln reißend abnahm. Bekehrte Christen haben es später zu den Missionaren gesagt: Wenn ihr nicht gekommen wäret, dann wäre binnen kurzem die ganze Bevölkerung ausgestorben. Endlich der Mädchenmord in China ist ja bekannt genug. Er soll nach den Berichten der Missionare nicht in allen Provinzen des großen Reiches in gleicher Weise geübt werden. Aber es steht doch fest, daß dadurch viele Tausende von Menschenleben hingemordet sind. Und warum? Aus Aberglauben. Denn der Chinese muß einen Sohn haben. Sonst kann er nicht selig werden. Denn nur ein männlicher Erbe kann nach seinem Tode die Opfer darbringen, die für seine Seligkeit im Jenseits nötig sind. Daher ist die Sehnsucht begreiflich, mit der er die Geburt eines Sohnes erwartet. Wird ihm statt dessen eine Tochter geboren, so meint er nichts Besseres tun zu können, um die künftige Geburt eines Sohnes vorzubereiten, als eben diese Tochter zu töten.

Gegen alle solche Greuel ist die Mission energisch aufgetreten und hat einen vollständigen Umschwung hervorgebracht. Wenn z. B. in der Südsee all dem Blutvergießen ein Ende gemacht ist, so ist das im wesentlichen das Verdienst der Mission. Natür-

lich arbeitet sie, wo eine Kolonial-Regierung vorhanden ist, mit derselben Hand in Hand. Die hat ganz andere Machtmittel, um gleich von Anfang an Zucht und Ordnung herstellen zu können. Aber durchgreifende und nachhaltige Hilfe bringt erst die Mission. Erst wenn durch die Predigt des Evangeliums ein neuer Sinn in die Herzen der Menschenfresser gepflanzt ist, dann weichen alle diese Greuel von selbst. Und die Kolonial-Regierungen können viele Soldaten und Kanonen sparen, durch die sie doch nur die äußerliche Ruhe herstellen können, aber vielleicht eine nur um so gefährlichere Gärung der Herzen hervorrufen. — In allen selbständigen Heidenländern aber muß die Mission diese Arbeit allein tun — und hat sie getan. Das haben die ersten wissenschaftlichen Fachmänner unumwunden anerkannt. Es hat freilich nicht an Weltreisenden gefehlt, die von allen solchen Verdiensten der Mission nichts gesehen haben und lediglich in der landläufigen Weise über die Mucker und Pietisten spotten. Wer aber mit seiner Forschung nicht auf der Oberfläche bleibt, sondern das Leben jener Völker vor ihrer Bekanntschaft mit dem Christentum und jetzt in ihrem christlichen Zustand vergleicht, — denn die meisten der polynesischen Inseln sind christlich — der kann die Segens- und Fortschrittsarbeit der Mission nicht übersehen. Nur zwei Zeugnisse von den ersten Sachkennern seien angeführt, die des Lobes voll sind von dem, was die Mission auf diesem Gebiet geleistet hat. Der erste ist der Geograph, Professor Meinicke, der in seinem Buch: „Die Naturvölker und das Christentum" schreibt: „Nirgends ist der Einfluß der Bekehrung in dieser Hinsicht auffallender und ausgedehnter gewesen als da, wo früher die größte Roheit und Wildheit herrschte, in Neuseeland. Die unaufhörlichen Kriege und Mordtaten, das Erwürgen der Sklaven, das Menschenfressen ist durch die Mission allein vertilgt worden, so weit ihr Einfluß reicht, und wäre wirklich ihre Handlungsweise verkehrt, ihr Unternehmen fehlgeschlagen, man müßte sie schon deshalb ehren." Noch gewichtiger dürfte folgendes Urteil von

Darwin sein: „Die Tadler vergessen, oder sie wollen vielmehr nicht daran denken, daß Menschenopfer, die Macht einer götzendienerischen Priesterschaft, eine systematisch ausgebildete Wollust, die ihresgleichen in der ganzen Welt nicht findet, Kindermord — daß alles dies beseitigt und abgeschafft ist, und daß Unredlichkeit und Unmäßigkeit und Frechheit durch die Einführung des Christentums in ziemlichem Maße sich vermindert haben. Es ist die niedrigste Undankbarkeit, daß die Reiseberichterstatter das vergessen. Sollte es ihnen beschieden sein, an irgend einer unbekannten Küste im Begriff zu stehen, Schiffbruch zu leiden, so würden sie ein heißes Gebet zum Himmel schicken, daß doch die Lehren der Missionare bis zu deren Bevölkerung gedrungen sein möge" (Warneck: Mission und Kultur. S. 132. 133). Das sind unanfechtbare Zeugnisse von Männern, die wirklich nicht im Verdacht der Voreingenommenheit für die Mission stehen. Wer sehen will, der muß es sehen, welchen Kulturfortschritt hier die Arbeit der Mission gebracht hat.

In diesem Zusammenhang verdient es auch hervorgehoben zu werden, was die Mission zur Humanisierung der Kriege getan hat. Kriege werden freilich auch in den Heidenländern geführt werden, deren Bewohner Christen geworden sind. Das sollte man doch verständigerweise der Mission nicht zum Vorwurf machen, daß sie nicht alles Kriegführen beseitigt hat, daß z. B. trotz der sechzigjährigen Arbeit der Rheinischen Mission in Deutsch-Südwestafrika jener Herero- und Hottentotten-Aufstand ausbrechen konnte. Denn trotz unseres über tausend Jahre alten Christentums sind selbst wir noch nicht so weit, daß wir ewigen Frieden haben und werden wohl auch trotz aller Friedensbestrebungen sobald nicht dahin gelangen. Solange noch die Sünde nicht ausgerottet ist aus dem Menschenherzen, so lange werden auch im Völkerleben die Kriege nicht aufhören. Aber während früher die Kriege mit aller nur erdenkbaren Grausamkeit geführt wurden, vergessen jene Völker als Christen nicht, daß sie nun ihre Feinde

menschlich behandeln müssen. Hierfür nur ein Beispiel aus der Missionsgeschichte Madagaskars (Warneck: Die Mission in der Schule. 4. Aufl. S. 139 f.). In dem christlich gewordenen Madagaskar schickte die Regierung ein Heer aus, um einen Aufstand zu unterdrücken. „Der erste Minister entließ die Truppen mit den Worten: „Bedenkt, daß ihr jetzt als Christen, nicht als Barbaren auszieht, und hütet euch vor den Grausamkeiten früherer Tage." Und der General gab strengen Befehl, daß im Feindeslande nicht geplündert werde. Auch ließ er alle Lebensmittel ehrlich bezahlen. Einige Frauen und Kinder, welche habgierige Soldaten zu Gefangenen gemacht, um sie als Sklaven zu verkaufen, wurden zurückgegeben. Bei den Truppen befanden sich Feldprediger, welche dieselben täglich zum Morgen- und Abendgebet versammelten und zur Menschlichkeit ermahnten. So wurde in diesem ganzen Feldzuge kein Dorf niedergebrannt, und die Unterwerfung der Aufständischen ohne Blutvergießen herbeigeführt. Wo so etwas möglich ist in einem Volke, das noch vor einem Menschenalter in seinen Kriegen zu sengen und zu brennen, grausam zu morden und die Gefangenen in die Sklaverei zu schleppen gewohnt war, da darf man wohl sagen: die Mission hat eine große Veränderung bewirkt". —

Wir Deutschen haben dieselbe Erfahrung gemacht in dem Hereroaufstand — trotz der Greuel, die in demselben geschehen sind. Die Frauen und Kinder der Weißen sind durchweg geschont worden bis auf wenige Ausnahmen. Das ist das Verdienst der christlichen Herero gewesen. Auch im Kriege haben sie ihr Christentum nicht vergessen. Am liebsten hätten sie ihre Missionare bei sich behalten. Da das nicht ging, haben sie wenigstens eingeborene Evangelisten und Prediger mitgenommen, damit ihnen in den Kriegszeiten doch der Trost des göttlichen Wortes nicht fehlte, damit ihre Kinder getauft, und ihre Ehen christlich gesegnet werden könnten. Also ist jener Aufstand ganz und gar kein Beweis, daß die Arbeit der Mission unter den Herero vergeblich

gewesen wäre. — Ihr Meisterstück aber hat die Rheinische Mission beim Ausgang des Krieges gemacht. Der jetzige Unterstaatssekretär v. Lindequist hatte als Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika Sammelstellen aufgerichtet. Dorthin setzte er je einen Missionar mit einer Anzahl christlicher Herero. Die wurden in die Wüste geschickt, um alle diejenigen, die noch im Felde lagen, zusammenzusuchen und zu überreden, sich friedlich zu stellen. Viele waren von dem vollständigen Mißerfolg dieses Unternehmens von vornherein überzeugt. Sie meinten: Die Frauen, Kinder und Kampfunfähigen werden sie auf diese Weise abschieben, um selbst den Krieg um so besser fortsetzen zu können. Aber glänzend hat die Mission diese Aufgabe gelöst. Obwohl die Wege zum Aufspüren ihrer Volksgenossen nicht ungefährlich waren, — mehrere sind dabei verwundet und getötet — so haben sie doch unermüdlich gesucht und geforscht und so über 12 000 Herero zur Ergebung gebracht. Zunächst trauten diese zwar den Friedenslockungen nicht. Sie kamen erst bei Nacht und Nebel, um zu sehen, ob auch wirklich ihr alter Missionar da wäre. Nur dessen Persönlichkeit war ihnen eine Bürgschaft für die Friedensbotschaft, die ihnen so unglaublich klang. — Wieviel Unheil hätten diese Tausende von verwilderten und gänzlich ausgehungerten Herero noch anrichten können! Noch viel edles Blut wäre vergossen, und der Haß immer schlimmer und unversöhnlicher geworden. Das ist eine großartige Leistung der Rheinischen Mission gewesen, die auch von unserer Regierung gebührend anerkannt ist und von unserm ganzen Volke immer mehr gewürdigt werden sollte.

Hierher gehört auch ein Wort über die ärztliche Mission. Die ist nicht nur bei den ganz unzivilisierten Völkern, sondern auch bei den etwas kultivierteren nötig. Die Heilkunst ist bei den Heiden im wesentlichen mit der Zauberei verbunden. Die Zauberpriester sind zugleich auch die Ärzte. Es ist unglaublich, was diese ihren Kranken zumuten. Und wunderbar ist es, daß bei solcher Behandlung nicht noch mehr sterben. Wer darüber

Näheres wissen möchte, der lese es nach in der Monographie von Th. Christlieb: „Ärztliche Missionen“ (Gütersloh 1889, C. Bertelsmann). Da verdient sich die ärztliche Mission einen Gotteslohn an diesen Völkern. Sie untergräbt durch ihre gelungenen Krankenheilungen die Macht des Aberglaubens und des Zauberpriesters. Sie bedeutet gerade für die untersten Volksschichten eine entschiedene Hebung ihres geistigen und leiblichen Lebens. Man muß es nur einmal gesehen haben, welche Stumpfheit sich auf ihren Gesichtern ausprägt, wenn sie zum erstenmal in ein Missionshospital eintreten. Welch eine Wandlung ist mit solch einer Person vor sich gegangen, wenn sie einige Wochen die Pflege der ärztlichen Mission erfahren hat! Und wenn es nur das Gefühl für die Notwendigkeit und den Segen der Reinlichkeit wäre, so wäre ein Aufenthalt im Missionshospital nicht umsonst gewesen. Endlich ist diese ganze Arbeit ein Anschauungsunterricht über den Wert des Menschenlebens. Sie selbst lassen ihre eigenen Angehörigen ruhig dahinsterben, ohne sich viel darum zu kümmern. Da kommen diese Fremden und lassen sich keine Mühe verdrießen und scheuen keine Arbeit, auch wenn sie noch so ekelhaft oder mit der größten Gefahr der Ansteckung verbunden ist, nur um den erlöschenden Lebensfunken wieder anzufachen, obwohl sie dafür in vielen Fällen nichts als schnöden Undank ernten. Das bleibt auf die Dauer doch nicht ohne Erfolg.

Diese ärztliche Mission nun ist nicht bloß eine gelegentliche Arbeit, welche die Missionare, weil sie nun einmal einen medizinischen Kursus durchgemacht haben, so nebenbei ausüben. Vielmehr wird sie ganz planmäßig betrieben. In Schottland und England bestehen seit Jahrzehnten Gesellschaften für ärztliche Mission. Die senden Missions-Ärzte und -Ärztinnen aus. In den meisten Ländern, in denen die Mission überhaupt arbeitet, finden wir sie. Besonders segensreich wirken die Missionshospitäler und die Aussätzigenasyle, deren größtes wohl das in Purulia ist, das der „Vater der Aussätzigen“, der Goßnersche Missionar

Uffmann, ins Leben gerufen hat, und in dem über 500 dem Tode Geweihte von christlicher Liebe verpflegt werden. Deutschland steht in diesem Zweig der Missionsarbeit wie in so manchem andern, z. B. der Frauenmission, bedeutend zurück. Bisher waren es nur vereinzelte Missionsärzte, die von den deutsch-evangelischen Missionsgesellschaften ausgesandt wurden. Da beginnt endlich auch in unserm Vaterland der Sinn für diese Arbeit zu erwachen. Vor einigen Jahren ist ein Verein für ärztliche Mission in Stuttgart gegründet. Derselbe will jetzt ein deutsches Institut für ärztliche Mission in Tübingen bauen. Diese Sache sei allen, die sich für Mission und ihre Kulturbedeutung interessieren, aufs angelegentlichste empfohlen. Die deutschen Missionsärzte werden auch an ihrem Teil für den Kulturfortschritt der Heidenwelt arbeiten.

Bezüglich der Heilighaltung der Ehe können wir auf das verweisen, was wir von der Hebung des weiblichen Geschlechts und der Bekämpfung der Polygamie gesagt haben. Es leuchtet ein, daß so erst die festen Grundlagen gelegt werden, auf denen ein gesundes Familienleben gedeihen kann. Daraus aber erwächst dann ein gesundes Volksleben.

Endlich die Bedeutung des Eigentums in unserem Sinne scheint vielen Völkern gänzlich unbekannt zu sein. Was nicht niet- und nagelfest ist, das ist nicht sicher vor ihnen. Den Völkern der Südsee galt alles, was der Sturm an ihre Küste warf, als eine willkommene Beute. Nun aber werden Beispiele berichtet, wo sie armen Schiffbrüchigen geholfen haben. So z. B. von den Feuerländern. Auf einer gänzlich wüsten Insel fanden sie, durch ein Rettungssignal angelockt, von den Schiffbrüchigen nur noch einen am Leben. Mit rührender Sorgfalt taten sie alles, was in ihren Kräften stand, um diesen wenigstens zu retten. Leider starb auch er. Nicht einmal die warmen Kleidungsstücke der Toten hatten sie sich angeeignet, so gut sie auch dieselben hätten gebrauchen können. Das ist das Verhalten von Menschen,

die von vielen kaum als menschliche Wesen anerkannt werden. Früher wäre es ganz selbstverständlich gewesen, daß sie den einen Überlebenden getötet und ausgeplündert hätten. Nun aber haben sie durch die Tat bewiesen, daß die Mission nicht umsonst an ihnen gearbeitet hat, und daß sie selbst für eine höhere Kulturstufe wohl geeignet sind (Warneck a. a. O. S. 162).

So lehrt die Mission die Heiden alle die edeln Tugenden der Uneigennützigkeit, der Ehrlichkeit, der Wahrhaftigkeit, der Mäßigkeit, des Fleißes, der Wohltätigkeit, der Barmherzigkeit — das alles auf Grund des Glaubens an Christum. Ein Hindu z. B. darf in der Not dem Nächsten nicht helfen — selbst nicht in Todesgefahr. Denn eine Berührung mit einem Menschen von geringerer Kaste würde ihn aus seiner Kaste ausschließen. Darum läßt ihn die Not derer, die nicht seine Kastengenossen sind, vollständig gleichgültig. Nun aber als Christ hat er gelernt, alle Menschen, auch die verachteten Parias, als seine Brüder anzusehen. Nun schneidet es ihm ins Herz, wenn er sie im Elend sieht. Darum ist er zur Hilfe gern bereit. Dieser Geist christlicher Liebe hat sich in Indien so stark bewiesen, daß er nicht nur in der christlichen Gemeinde die Herzen erfüllt, sondern daß er selbst die Heiden zur Nacheiferung antreibt. Die merken es auch, daß die christliche Liebe etwas Besseres ist als ihre nackte Selbstsucht, wie gerade in ihr eine werbende Kraft liegt. Um derselben zu begegnen, bilden sich auch unter den Heiden ähnliche, gemeinnützige und wohltätige Stiftungen und Gesellschaften. So hoffen sie, das Christentum mit seinen eigenen Waffen aus dem Felde zu schlagen. Gerade das ist ein besonders starker Beweis von der Fortschrittsmacht, welche in dem Christentum liegt.

Wenn so das persönliche und Familien-Leben der Heiden durch das Christentum umgestaltet wird, so muß sich das auch *im öffentlichen Leben* zeigen — und zwar ebenso in der *bürgerlichen Gemeinde* wie im *Staat*.

Nun wird zwar gesagt: die Mission hat mit der Politik nichts zu tun. Sie soll nicht in ein fremdes Amt hinübergreifen. Das ist wohl richtig. Aber die Macht der Verhältnisse ist oft stärker als alle Theorie. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden z. B. viele Inseln der Südsee christlich. Dieser Umschwung geschah ziemlich plötzlich. Nach längerer, scheinbar vergeblicher Arbeit schenkte Gott der Mission ganz unerwartet die Christianisierung ganzer Völker und Inseln, vom König bis zum untersten Knecht. Da war es doch selbstverständlich, daß die alten heidnischen Staatseinrichtungen dem neuen christlichen Rechtsbewußtsein nicht mehr genügten. Es mußten neue Ordnungen geschaffen werden. Sollte sich die Mission dieser Aufgabe entziehen? Hätte sie nicht die helfende Hand geboten, so würden sich freilich bald andere Freunde und Helfer eingestellt haben. Aber die hätten ihren Einfluß sicherlich nicht so zum Heil des Volkes, als zu ihrem eigenen Vorteil ausgenutzt. Daher mußten es die Missionare mit Freuden begrüßen, daß sie hinreichenden Einfluß besaßen, um wirklich dem ganzen Volksleben einen christlichen Stempel aufzuprägen. Sie konnten die Feier des Sonntags gesetzlich festlegen, die Sklavenbefreiumg durchführen, die Despotie mit ihren Auswüchsen abschaffen, dem Branntwein den Eingang wehren, kurz dem öffentlichen Leben jener Völker durch alle solche Gesetze und Ordnungen unvergleichliche Vorteile verschaffen. Das war nicht ein Übergreifen in ein fremdes Amt, sondern eine Pflicht der christlichen Liebe und Barmherzigkeit, von deren Ausübung jene Völker selbst den reichsten Segen hatten.

Über diese Bedeutung der Mission auch für das öffentliche Leben hat die indobritische Regierung folgendes, amtliche Urteil gefällt: „Die in dem kurzen Zeitraum von zwei Menschenaltern erzielten und nun von allen Seiten in die Augen springenden Anzeichen eines soliden Fortschritts lassen Gutes hoffen für das künftige sittliche Wachstum der eingeborenen Bevölkerung Indiens. Die indische Regierung kann nur die große Verbindlichkeit anerkennen, zu welcher

sie die wohlwollenden Anstrengungen dieser 600 Missionare verpflichten, deren tadelloses Beispiel und selbstverleugnende Arbeit dem verknöcherten Leben der unter englischer Herrschaft stehenden Völker neue Kraft verleiht und sie zu besseren Menschen und besseren Bürgern des großen Reiches macht, dem sie angehören" (Warneck, a. a. O. S. 168). Und wenn dieses Urteil zunächst auch nur der indischen Mission ein Ehrenzeugnis ausstellt, so werden wir doch nicht fehlgreifen, wenn wir für alle evangelische Mission den Ruhm in Anspruch nehmen, daß sie bessere Menschen und bessere Bürger erzieht, und daß sie so dem sittlichen und dem öffentlichen Leben der heidnischen Völker neue Kraft einhaucht. Eine bessere Anerkennung der Kulturbedeutung der Mission aber gibt es nicht.

Schluß.

Wer sich noch eingehender über diesen Gegenstand unterrichten will, der sei verwiesen auf die grundlegende Monographie über diese Frage, die wir schon öfter zitiert haben: Warneck, die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur (Gütersloh 1879, C. Bertelsmann) und besonders auf die Allg. Missionszeitschrift, welche fast in jedem Heft neue Zeugnisse für die Kulturbedeutung der Mission bringt. Für jeden aber, der auf Grund der offen vorliegenden Tatsachen ohne Voreingenommenheit die Mission und ihre Leistungen nüchtern prüft, wird aus dem bisher Beigebrachten zur Genüge hervorgehen, daß die Mission allerdings mehr ist als eine Winkelsache, betrieben von Muckern und Pietisten, nämlich eine Kulturmacht allerersten Ranges. Freilich, wer wie die Koloniale Zeitschrift die Mission auf eine Linie stellt mit „Malaria, Schwarzwasserfieber und Heuschrecken," der wird das nicht anerkennen. Aber er beweist auch mit solchem Urteil, daß er gegen die Mission von einem Haß beseelt ist, der jeder ruhigen Überlegung unfähig ist. Solche Gegner wollen nicht belehrt sein.

Sie bleiben trotz aller Tatsachen bei ihrer vorgefaßten Meinung. Aber wem es wirklich um Erforschung der Wahrheit zu tun ist, der prüfe die Mission — aber gründlich und von allen Seiten. Und ich bin gewiß, je mehr und je genauer er sie kennen lernt, wie sie in Wirklichkeit ist, nicht, wie sie vielfach entstellt wird, um so mehr wird er sie lieben und schätzen. Denn er erkennt in ihr auf der einen Seite ein heiliges Gotteswerk, das Gottes Reich baut hier auf Erden, auf der andern Seite aber auch ein Kulturwerk ohne gleichen, das die Menschheit führt von einem Fortschritt zum andern. Darum erscheint sie ihm der Unterstützung aller derer wert, die mitarbeiten an dem Fortschritt der Menschheit.

Die gegenseitigen Beziehungen

zwischen der

modernen Mission und Kultur.

Von Prof. D. **G. Warneck.**

Preis 2 M.

Die Wärme, mit der das Buch geschrieben ist, die gründliche Vertrautheit des Verfassers mit dem Gegenstande, die Besonnenheit, Klarheit, Unparteilichkeit in der Beurteilung der betreffenden Verhältnisse, die auch auf die Anklagen der Gegner prüfend Rücksicht nimmt, die strenge Ordnung in der Darstellung wird jeden Leser dafür begeistern. Weit davon entfernt, das Werk der Ausbreitung des Evangelii von der Rettung des Sünders durch Jesum Christum, den Sohn und das Lamm Gottes, zu einer bloßen Kulturmission machen zu wollen, weist er nach, daß die Gottseligkeit nicht aufgehört habe, zu allen Dingen nütze zu sein und die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens zu besitzen. Möchten sich viele zur Lektüre aufgefordert fühlen, und mit Liebe für das Werk der Mission erfüllt werden.

Ev. Monatsblatt f. d. deutsche Schule.

Missionspredigten

in Beiträgen von

Pfarrer **Abraham**, Pfarrer **Augustat**, Stiftspfarrer **Brauer**, Superintendent **Förtsch**, Pfarrer **Gareis**, P. **Gelfert**, Missions-Direktor D. **Gensichen**, Missions-Inspektor **Glüer**, Pfarrer **Golling**, Pfarrer D. **Grundemann**, Pfarrer **Gurr**, Missions-Inspektor **Haußleiter**, Pfarrer **Immer**, Pfarrer **Immler**, P. **Kohlweyer**, P. **Kulemann**, P. **Müller**, P. **Nürmberger**, Missions-Insp. D. **Oehler**, Superintendent **Plath**, Pfarrer **Quistorp**, Dekan **Römer**, Missions-Inspektor **Römer**, Pfarrer **Römheld**, † Missions-Insp. **Sauberzweig-Schmidt**, Pfarrer **Schultz**, Pfarrer **Schünemann**, Pfarrer **Stolte**, Superint. Konsistorialrat **Voget**, P. **Wagner**, Pfarrer **Winkelmann**, Missions-Sekretär **Würz**, Missions-Inspektor **Zernick**.

Herausgegeben von **C. Kohlweyer**,

Pastor an St. Paul in Berlin.

Preis brosch. 3,20 M., geb. 4 M.

Ein Prospekt mit Angabe der behandelten Texte steht gratis zur Verfügung.

Der **„Christliche Bücherschatz 1907"** schreibt:

Eine gediegene Sammlung, die folgende Vorzüge vor anderen hat: sie benutzt neue und seltene Texte, besonders aus dem Alten Testament, gibt fast durchweg dem rein lehrhaften Ton den Abschied und führt lebensgetreue Bilder aus der Missionsarbeit vor Augen. Wir haben an diesen phrasenlosen Predigten uns erquickt.

Wollte Jesus die Heidenmission?

Eine moderne theologische Frage für die Missionsgemeinde beantwortet

von

Lic. K. Bornhäuser,

Professor in Greifswald.

Preis 80 Pf.

Die Form der vorliegenden Untersuchung ist von der Absicht bestimmt, nicht nur für Theologen, sondern überhaupt für Missionsfreunde verständlich zu reden. Die Ausführungen sind so, daß der bibelkundige Missionsfreund sowohl ihrem Zusammenhange wie ihren entscheidenden Behauptungen zu folgen und sich sein Urteil darüber zu bilden in der Lage sein wird.

Der innere Gang der Missionsgeschichte

in Grundlinien gezeichnet von **P. Lic. th. G. Stosch.**

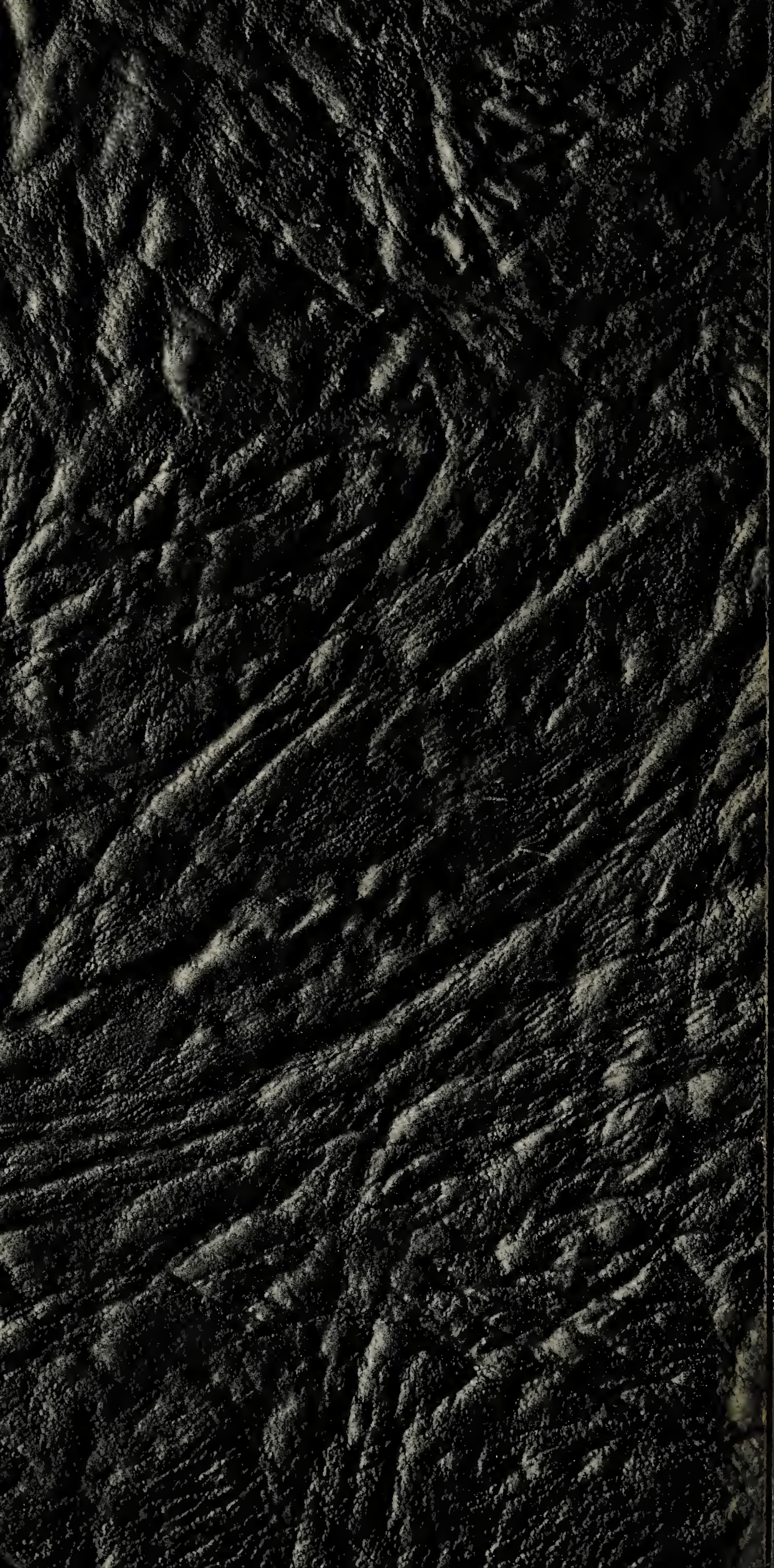
4 M., geb. 4,80 M.

Inhalt: Das apostolische Missionszeitalter. — Das Zeitalter der altkirchlichen Mission. — Die mittelalterliche Missionsperiode. — Die Periode der universalen Mission.

Ein Werk, das die geschichtliche Entwicklung in eigenartiger, geistreicher Weise beleuchtet, aus dem viel gelernt werden kann und das des Studiums wirklich wert ist. **Ev. Kirchenblatt f. Württemberg.**

Die Einwurzelung des Christentums

in der Heidenwelt. Untersuchungen über schwebende Missionsprobleme. In Verbindung mit Pastor Berlin, Prediger Th. Bechler, Pastor R. Gareis, Prof. C. Meinhof, Pastor Lic. Dr. Boehmer herausgegeben von Pastor **J. Richter.** Preis 3 M., geb. 3,75 M.

Das Buch ist Herrn Pastor Dr. Grundemann zu seinem 70. Geburtstage von seinen Freunden gewidmet. Sie hätten dem bekannten Meister auf dem Gebiete der Missionsgeschichte kaum eine schönere Ehrengabe darbringen können, als dieses Buch, das sechs Abhandlungen enthält, die jeden Missionsfreund lebhaft interessiren müssen. Wir nennen nur: Ist das evangelische Christentum in Indien lebenskräftig eingewurzelt? Die Einwurzelung des Christentums in Südafrika. Die Einführung des Missionars in das Volkstum der Heiden durch die Sprache. Wir empfehlen diese Studien zu ernstem Studium, man wird reichen Gewinn davon haben. **Theol. Anzeiger.**

Princeton Theological Seminary Libraries
1 1012 01245 4023